

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen. Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

Salman, D. H., O.P., *La place de la philosophie dans l'université idéale*. 8^o (69-S.) Paris 1954, Vrin. 450.— Fr. — *The Teaching of Philosophy. An international enquiry of Unesco*. 8^o (230 S.) Paris 1953, Unesco. 450.— Fr. — Die erstgenannte Schrift enthält die Konferenz, die S. am Fest des hl. Albert 1954 im Institut d'Études médiévales Albert-le-Grand der Universität Montréal gehalten hat. Zunächst spricht S. von der Bedeutung der Universität für den Philosophen; sie gibt ihm die lebendige Fühlung mit den anderen Wissenschaften, insbesondere mit der Geschichtsforschung und den Naturwissenschaften, die unentbehrlich ist, wenn die philosophische Spekulation nicht erstarren soll. Die Aufgabe des Philosophen an der Universität aber ist es, die vielen Einzelwissenschaften, die stets in Gefahr der Zersplitterung sind, in das Ganze echter Bildung einzugliedern. So muß die Philosophie wesentlich dazu beitragen, daß die Universität nicht bloß Spezialisten ausbildet, sondern Menschen erzieht, die ihren Aufgaben in der menschlichen Gemeinschaft gewachsen sind. Wenn dieses Ziel erreicht werden soll, genügt nicht die Einflußnahme der Philosophen auf die Professoren der andern Fakultäten, sondern es müssen auch philosophische Vorlesungen für die Studenten dieser Fakultäten eingerichtet werden. Diese Vorlesungen können nicht den Zweck haben, alle zu Fachphilosophen heranzubilden, sondern sie müssen versuchen, von dem jeweiligen Fachinteresse der Studenten her diese zu eigenem Nachdenken über die umfassenden Seins- und Lebenszusammenhänge anzuregen. Drei Themenkreise scheinen S. dazu besonders geeignet zu sein: die Fragen der Methodenlehre, die Fragen um die Natur des Menschen und seine sittlichen Pflichten, die Fragen der Philosophie der Gemeinschaft. — Inwieweit diese Wünsche in den verschiedenen Ländern tatsächlich erfüllt sind, können in etwa die Antworten auf eine Rundfrage der *Unesco* zeigen, die in dem 2. oben genannten Buch gesammelt sind. Der Fragebogen, der im Anhang abgedruckt ist, enthält 82 ins einzelne gehende Fragen über die Einrichtungen des philosophischen Unterrichtes, die Unterrichtspläne, Lehrmethoden, den Geist des philosophischen Unterrichtes, den Einfluß der Philosophie auf das Leben usw. Antworten gingen ein aus Cuba, Ägypten, Frankreich, Deutschland, Indien, Italien, England und den Vereinigten Staaten. Die von *Eug. Fink* verfaßte Antwort für Deutschland (73—88) folgt am genauesten der Ordnung des Fragebogens. Den Vorzug der an den deutschen Universitäten üblichen Behandlung der Philosophie sieht F. darin, daß der Student zum eigenen Nachdenken angehalten wird, den Nachteil darin, daß der Durchschnittsstudent überfordert wird, so daß tatsächlich nur sehr wenige zu einer wirklichen philosophischen Bildung gelangen. Beklagt wird ferner, daß die Fachphilosophie so wenig Verhältnis zu den Fragen des sozialen und staatlichen Lebens findet. — Die große Schwierigkeit des philosophischen Unterrichtes scheint überall das Fehlen weltanschaulicher Einheit zu sein. So erwartet man meist von diesem Unterricht weniger Antworten als ein Heranführen an die Probleme. Dem soll vor allem die Lesung der Klassiker dienen. In einzelnen Ländern bestehen verbindliche Listen, so in Italien (111), in Frankreich für den philosophischen Unterricht an den Sekundarschulen (60); die französische Liste springt immer noch vom Altertum gleich auf Descartes über, als ob auch nur ein geschichtliches Verständnis der modernen europäischen Philosophie möglich wäre ohne Kenntnis der mittelalterlichen Philosophie. — In der zusammenfassenden Darlegung der Unesco-Kommission (185—214) wird vom philosophischen Unterricht erwartet: die Einordnung der Einzelwissenschaften in das Ganze der menschlichen Erkenntnis, ein selbständiges Urteil, das weder zu unverbindlich noch zu dogmatisch ist, Schätzung der humanistischen Werte und Begründung ihrer Allgemeingültigkeit, Achtung vor der

Denkfreiheit anderer, Ermöglichung eines eigenen Standpunktes in den theoretischen und praktischen Fragen der heutigen Gesellschaft. Die „Freiheit des Denkens“ erscheint beinahe als Selbstzweck, wenn auch betont wird, daß sie nicht mit Verantwortungsllosigkeit zu verwechseln sei (191).
de Vries

Liberté et vérité. Contribution de professeurs de l'Université de Louvain à l'étude du thème proposé à l'occasion du bicentenaire de Columbia University. 8^o (292 S.) Löwen 1954, Nauwelaerts. 96.— bFr. — Im Vorwort erklärt *Mgr. H. Van Waeyenbergh*, der Rektor der Löwener Universität, die Veranlassung der vorliegenden Schrift; sie ist eine Antwort auf die Einladung der Columbia-Universität in New York, die zu ihrer 200-Jahr-Feier die Universitäten aufforderte, das Thema der Freiheit der Forschung und der Lehrfreiheit je nach ihrer Überzeugung zu behandeln. *L. De Raeymaeker* zeigt in eindrucksvoller Weise, wie sehr sich Kard. Mercier, der Gründer des Löwener Institut supérieur de Philosophie, für die Freiheit der Forschung einsetzte. Der gläubige Forscher soll ohne Hintergedanken der Wahrheit dienen; so diene er am besten auch der religiösen Wahrheit; irgendeine Wahrheit zu fürchten, sei nicht Frucht wahren Glaubens, sondern Mangel an Glauben (24). Auch als Thomist wollte Mercier nicht eine sklavishe Nachfolge des Meisters, sondern ein persönliches Nachvollziehen und ein Anknüpfen an die modernen Wissenschaften (30—32). *A. Dondeyne* behandelt als Philosoph das Problem „Freiheit und Wahrheit“. Er unterscheidet drei Bedeutungen von „Freiheit“, die nicht verwechselt, aber auch nicht voneinander getrennt werden dürfen: die Freiheit des reifen Menschen, der das Leben oder wenigstens seine Kunst ohne sklavische Bindung an den Buchstaben von Vorschriften meistert, die Freiheit als Selbstbestimmung, die Freiheit im soziologischen, politischen Sinn. Er zeigt dann, wie eine Wechselwirkung besteht zwischen Wahrheit und Freiheit: Die Wahrheit ist die Wurzel echter Freiheit, und eine Atmosphäre der Freiheit ist Voraussetzung der Wahrheit, nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der religiösen Wahrheit. Der Glaube hat nichts zu fürchten von einer Wissenschaft, die sich ihrer Grenzen bewußt ist, und die Wissenschaft hat nichts zu fürchten von einem erleuchteten Glauben (67). *J. Leclercq* behandelt das Thema: die Freiheit als sittlicher und sozialer Wert. Freiheit ist Voraussetzung der Sittlichkeit. Die soziale, politische Freiheit kann allerdings nicht unbeschränkt sein; ihr Mißbrauch führt zur Zerstörung der Freiheit; aber aller Zwang muß schließlich der Freiheit dienen, wie z. B. an den Verkehrsvorschriften gezeigt wird; eine Formel für alle Fälle, wie Freiheit und Zwang zu „dosieren“ sind, gibt es nicht; die Einschränkungen müssen jedenfalls von einer guten Kenntnis der Massenpsychologie geleitet sein (95). *J. Nuttin* schreibt über Freiheit und Wahrheit in der Psychologie. Er unterscheidet gut zwischen der Freiheit der Forschung, die unbedingt bejaht wird, und der ungehinderten Verbreitung noch ungesicherter psychologischer Theorien, die, von urteilslosen Menschen etwa in der Erziehung angewandt, Unheil stiften können. Ausgezeichnet sind die Darlegungen von *R. Aubert* über die Freiheit des katholischen Historikers. Scheinbare Widersprüche zwischen Geschichtswissenschaft und Glauben können nur entstehen, wenn entweder geschichtliche Tatsachen mit bloßen Hypothesen oder der katholische Glaube mit irgendwelchen frommen Überlieferungen verwechselt wird (120). *Ch. Moeller* behandelt das Thema „Freiheit und Wahrheit in der literarischen Kritik“, *J. Ladrière* die Freiheit der Forschung in den Naturwissenschaften; die letztere Abhandlung bleibt u. E. etwas zu sehr im Allgemeinen; man hätte ein ähnliches Eingehen auf die Schwierigkeiten gewünscht, wie es bei Aübert für den Bereich der Geschichtswissenschaft vorliegt. Das Ganze ist ein höchst eindrucksvolles katholisches Bekenntnis zur Freiheit der Wissenschaft.
de Vries

Ehrlich, W., Geistesgeschichte, gr. 8^o (88 S.) Tübingen 1952, Niemeyer. 6.80 DM. — Hinter dem Titel des Büchleins könnte man eine positive Geistesgeschichte vermuten. Das Anliegen des Verf. ist aber viel grundlegender: er möchte eine „prinzipielle“ Geistesgeschichte bringen, das ist „eine Besinnung über die Prinzipien derjenigen Geisteswissenschaft, die Anspruch hat, sich mit einer begründeten Haltung für die ‚höhere‘ Geschichtsauffassung gegenüber der ‚einfachen‘ Historie auszugeben“. Der Verf. arbeitet sich zunächst bis zu einem geklärten Begriff der

Geschichtlichkeit überhaupt heran, sucht dann die Geistesgeschichte im objektiven Sinne nach Hauptepochen so prinzipiell wie möglich, d. h. nach den jeweiligen „Dominanten“ der Geistesregion, zu skizzieren, um endlich die Geistesgeschichte im engeren historischen Sinn einzugliedern und zu untersuchen, ob man bei ihr, so wie sie heute als spezielle oder als allgemeine Geistesgeschichte getätigt wird, stehenbleiben darf oder ob nicht eine höhere, eine wahrhaft transzendente Geistesgeschichte das Ziel sowohl der Geistesgeschichte wie auch der objektiven Geistesgeschichtsentwicklung selber sein müsse. — Wenn es nicht immer leicht ist, bei dem gedrängten, vielleicht manchmal gekünstelten Stil den schwierigen Gedankengängen zu folgen, auch wenn man nach dem Rat des Verf. „aufmerksam die Absätze zweimal lesend betrachtet“, so können wir ihnen hin und wieder auch sachlich nicht folgen, wenn z. B. im 1. Kap. „Von der Urgenese bis zur Geschichtlichkeit“ dem höherentwickelten Tier nicht nur „Überlegung“, sondern auch Verstand zugeschrieben wird oder wenn einfachhin behauptet wird, der primitive Mensch wisse noch nichts von Gott oder Göttern, wohl aber vom „Dämonischen überall“. Dieser dämonisch-mythische Untergrund spielt dann in den Epochen der Geistesgeschichte (3. Kap.) eine wichtige Rolle, so daß er z. B. auch im zweiten Rom des Mittelalters von religiös-jenseitigen Tendenzen zu dämonisch-jenseitigen durchbrechen kann, z. B. in der „Inquisition“ oder im „Jesuitismus“. — Trotz mancher Bedenken ist aber die Problematik, die der Verf. in diesem kleinen, aber inhaltsreichen Büchlein behandelt, immer anregend, und es lohnt die Mühe, sich mit ihm auseinanderzusetzen und zu überlegen, inwieweit der Verf. auch in den Punkten, in denen wir ihm nicht einfachhin zustimmen können, doch Richtiges gesehen hat.

G l a h n

D u b a r l e, D., Humanisme scientifique et raison chrétienne. kl. 8^o (143 S.) Paris 1953, Desclée. 450.— Fr. — Die hier vereinigten fünf Aufsätze bzw. Vorträge kreisen um die menschlichen Probleme, die durch die heutige Wissenschaft und ihre Auswirkungen aufgegeben sind. Unter „science“ versteht der Verf., entsprechend dem französischen Sprachgebrauch, die exakte Wissenschaft, vor allem Mathematik und Physik; die Biologie ist als Wissenschaft erst im Aufbruch, von Psychologie als Wissenschaft sprechen, ist einstweilen nur eine Metapher (119). Jedenfalls zeigt sich der Verf. auf jeder Seite als gründlichster Kenner der so verstandenen Wissenschaft. Er schätzt nicht nur ihre Ergebnisse, sondern sieht in ihr auch eine Erzieherin der Menschheit und die Erfüllung eines göttlichen Auftrags an die Menschheit. Um so mehr verdienen seine Erwägungen die Beachtung auch der Naturwissenschaftler und Techniker. Der naive Optimismus des vorigen Jahr. bezüglich der Fortschritte der Wissenschaft hat heute vielfach düsterem Pessimismus Platz gemacht. D. teilt diesen Pessimismus nicht, weist aber mit Nachdruck und Ernst auf die Notwendigkeit hin, Überlegungen über die möglichen oder wahrscheinlichen Auswirkungen nicht allein den Romanschreibern zu überlassen. Nicht nur der mögliche Mißbrauch zu Zwecken der Zerstörung, auch die menschlichen und gesellschaftlichen Auswirkungen der friedlichen Verwendung wollen vorbedacht sein. Der Verf. weist auf die Gefahren der Politisierung der Wissenschaft und der Technisierung des Menschen hin; auch die Tatsache, daß heute und wahrscheinlich noch lange fast nur die abendländischen Völker die wissenschaftliche Forschung vorantreiben, birgt Gefahren in sich. So darf sich der seiner Verantwortung bewußte Wissenschaftler philosophischen Erwägungen nicht verschließen. Die Theologie weist darüber hinaus auf die Notwendigkeit einer Aszese des Wissensstrebens hin, wenn die Wissenschaft nicht Feindin des Kreuzes Christi werden soll.

d e V r i e s

G r e n e t, P., Le thomisme (Que sais-je?, 587). kl. 8^o (128 S.) Paris 1953, Presses Universitaires de France. 150.— Fr. — Im Rahmen der Sammlung „Que sais-je?“ will der Verf. für weitere Kreise eine erste Einführung in den Thomismus geben. Er beschränkt sich auf die Grundzüge der Naturphilosophie (mit Anthropologie) und der Metaphysik. Ausgehend vom Problem des Werdens, entfaltet er die Lehre von Substanz und Akzidens, Materie und Form, Kausalität und Finalität, sodann die Lehre vom Menschen, seiner Erkenntnis und seinem Streben; in der Metaphysik kommen u. a. zur Sprache Wesen und Sein, die Probleme der Indivi-

duation, der Subsistenz, der Analogie des Seienden, die Gottesbeweise. — Über die Auswahl des Stoffes kann man natürlich verschiedener Meinung sein; vielleicht hätte es dem Zweck der Reihe mehr entsprochen, auf allzu spekulative Lehrstücke zu verzichten. Im übrigen hat das Büchlein große didaktische Vorzüge. Der Verf. führt in lebendigem Philosophieren und ständiger Auseinandersetzung mit abweichenden Auffassungen der antiken und modernen Philosophie an die Probleme heran, erläutert die Lehren des hl. Thomas durch gut ausgewählte und trefflich übersetzte Texte und bemüht sich, die Gegenwartsbedeutung und den Lebenswert der thomistischen Lösungen aufzuzeigen. Ein kleines Meisterstück ist z. B. die Ableitung des Begriffs des Wesens (75—79). Weniger überzeugend ist die Begründung des Hylemorphismus in der spezifisch thomistischen Ausprägung; die Darlegung scheint hier mit unbesehen angenommenen Voraussetzungen belastet. de Vries

Maritain, J., Die Stufen des Wissens oder Durch Unterscheiden zur Einung. Mit Vorwort von K. Holzamer, aus dem Franz. übers. von H. Broemser. 8^o (XVI und 576 S.) Mainz o. J. (1954), Matthias-Grünewald-Verl. 22.50 DM. — Nachdem schon früher eine Reihe von Werken des berühmten französischen Neothomisten ins Deutsche übertragen wurden, liegt jetzt auch sein philosophisches Hauptwerk in deutscher Übersetzung vor. Diese Übersetzung liest sich flüssig und gibt den Gedanken des Verf. im allgemeinen richtig wieder. Nur sehr wenige Ungenauigkeiten sind mir aufgefallen; so ist das Wort „Akzidentien“ (88, Z. 14 v. u.) für „accidents“ mißverständlich; besser hieße es hier: „Zufälligkeiten“; das in den sinnenfälligen Dingen „verborgene“ Sein (für: „enveloppé“: 110, Z. 4 v. u.) kann nicht gut erster Gegenstand des Geistes sein, wohl das „einschließlich enthaltene“. H. Holzamer hat zu der Übersetzung ein Vorwort geschrieben, in dem er die Bedeutung Maritains und seines philosophischen Lebenswerkes würdigt. Das jetzt in deutscher Übertragung vorliegende Werk, das „die Stufen des Wissens“ von der Naturwissenschaft über die Naturphilosophie und Metaphysik bis zur mystischen Erkenntnis unterscheidet und doch auch wieder miteinander verbindet, gilt als eines der „klassischen“ Werke des Neothomismus und bedarf für unsere Leser keiner Empfehlung mehr. Dabei bleibt natürlich bestehen, daß man über manche Punkte im einzelnen verschiedener Auffassung sein kann, z. B. über das Verhältnis der Naturwissenschaft zur Naturphilosophie, über die Begründung des Hylemorphismus — der allzu selbstverständlich vorausgesetzt wird —, über die Forderungen eines wirklich „kritischen“ Realismus, über die These, daß die mystische Erfahrung das normale Ziel des Christenlebens ist. de Vries

Hessen, J., Die Methode der Metaphysik. 2. Aufl. 8^o (64 S.) Bonn 1955, Dümmler. 4.80 DM. — Die Schrift ist ein im wesentlichen unveränderter Neudruck der 1. Auflage von 1932 (vgl. Schol 9 [1934] 147). Geblieben sind vor allem die entscheidenden Thesen des Verf.: Gegenstand der Metaphysik ist das übersinnliche Seiende, aber nur als wertfreies Sein; die Frage nach dem Sinn der Welt ist Sache der Weltanschauungslehre, die auf emotionaler Werterfahrung beruht. Die grundlegende Methode der Metaphysik ist weder die Induktion noch die Deduktion, noch die Intuition, sondern die „Reduktion“, die das Gegebene auf seine realen Gründe zurückführt; das entspricht in etwa dem Beweis a posteriori der Scholastik. Nur wird betont, daß der Rückschluß von der „Folge“ auf den Grund nicht eindeutig ist (58) und daß der Satz vom zureichenden Seinsgrund, auf den sich der Schluß stützt, selbst nur ein Postulat ist (63). — Die Lösungen H.s scheinen uns die Probleme zu sehr zu vereinfachen; es müßten noch manche andere Gesichtspunkte berücksichtigt werden. de Vries

Bickel, L., Wirklichkeit und Wahrheit des Denkens. 8^o (274 S.) Zürich-Stuttgart 1953, Diana. 14.80 DM. — Das Denken des früh verstorbenen Verf. bewegt sich im Gefolge von Constantin Brunner (d. i. L. Wertheimer, † 1937) weitab von den heute üblichen Bahnen in den Spuren Spinozas. Seine Methode ist allerdings nichts weniger als Spinozas Beweisen „more geometrico“, vielmehr ein immer erneutes Umkreisen der gleichen Inhalte, die schon von den ersten Seiten an als wahr vorausgesetzt werden. Unser alltägliches und auch unser wissenschaftliches

Denken schreibt B. dem „praktischen Verstand“ zu, dessen Denken, biologisch bedingt, in seinem Bereich eine relative Gültigkeit hat. Besonders im 1. Teil (7—139) wird dieses Reich der *δόξα* breit entfaltet. Aber ähnlich wie bei Parmenides wird es durch das wahre Denken, dem der 2. Teil (140—258) gilt, relativiert und schließlich ganz ausgelöscht. Der Durchbruch dieses eigentlichen Denkens „berauscht, begeistert und erhöht“ den Menschen (164) und verscheucht alle Illusionen (163). Sowohl das individuelle Ich wie die Körperwelt sind nun nur mehr „Gedachtes“ des einen, überindividuellen, absoluten, ewigen Denkens, mit dem der Mensch sich eins weiß. Der Materialismus, der im Bereich des praktischen Verstandes gilt, wird so in einen absoluten Idealismus aufgehoben (255). Für diesen kann sich B. freilich nicht mehr auf Spinoza berufen. — Es gelingt B. ebensowenig wie anderen Vertretern des absoluten Idealismus, begrifflich zu machen, wie die vielen individuellen Subjekte, die nur „Gedachtes“ des einen *ἐν καὶ πάν* sein sollen, nun selbst eine Vielheit von wirklich denkenden und oft genug sich widersprechenden Einzelwesen werden können.

de Vries

Rothacker, E. (Hrg.), Archiv für Begriffsgeschichte. Bausteine zu einem historischen Wörterbuch der Philosophie (im Auftrage der Kommission für Philosophie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz). Bd. I. 4^o (232 S.) Bonn 1955, Bouvier. 22.50 DM, Subskr. 20.— DM. — Es handelt sich um den 1. Bd. eines auf viele Bände berechneten Archivs, das als Vorarbeit für ein erst in noch ferner Zukunft vorschwebendes Ziel gedacht ist, ein philosophisches Wörterbuch, das die Geschichte der gesamten philosophisch-weltanschaulichen Terminologie bieten soll, vielleicht vom Umfang von „Religion in Geschichte und Gegenwart“, wie der Herausgeber ankündigt (7). Vorläufig werden monographische Vorarbeiten, aber auch Rezensionen, Artikelentwürfe usw. gesammelt. Der vorliegende 1. Bd. möchte als Beispiel für die Art der vorläufigen Durchführung gelten. Der 1. Beitrag, „Die ΑΡΧΑΙ in der griechischen Mathematik“, von K. v. Fritz, stellt eine ausgedehnte Monographie dar (13—103). Sie orientiert in höchst sachkundiger Weise über die Frage des historischen Ursprungs der definitorisch-axiomatischen Grundlegung der Mathematik bei den Griechen. Es darf angenommen werden, daß ein axiomatischer Aufbau der Mathematik tatsächlich erstmalig von den Griechen konzipiert worden ist; wie es dazu kam, soll untersucht werden, wobei sich der enge Kontakt zwischen mathematischer und philosophischer Problematik und ihre gegenseitige Förderung zeigt. Der Verf. setzt bei Aristoteles an, „da bei ihm die zugehörigen Fragen zum erstenmal im Zusammenhang diskutiert werden“ (19). Aristoteles nehme für sich in Anspruch, als erster die Notwendigkeit letzter unbeweisbarer, seiner Auffassung nach aber unmittelbar einsichtiger „Grundsetzungen“ gesehen zu haben (35 43 98). Ausführlich werden nun die Grundlagenforschungen der frühen griechischen Mathematiker besprochen. Es bestätigt sich die Formel Reidemesters, charakteristisch für die griechische Mathematik sei die Umwendung vom Anschaulichen zum Begrifflichen, und damit das Ungenügen am Rekurs auf unmittelbare Anschauung, woraus die immer stärker werdende Tendenz nach axiomatischer Methode in ihrem rein formalen Sinn sich erkläre. Die philosophische Deutung des Wesens der Grundsetzungen durch Aristoteles hat auf Euklid und Archimedes sichtbar eingewirkt (99). Was die anderen Mathematiker angeht, so verwirft ihre einflußreichste Schule die aristotelische Forderung, daß alles auf selbstevidente Prämissen zurückzuführen sei, da es kein Kriterium für das Selbstevidente gebe (103). Eine rein historische Sichtung des Fragenkomplexes muß hier haltmachen. — Der zweite, ungleich kürzere Beitrag verfolgt die Geschichte des Terminus „arché“ von den Vorsokratikern bis auf Aristoteles. Die weiteren Abhandlungen betreffen sehr auseinanderliegende Stichworte. A. Mittasch gibt eine Übersicht über den Inhalt des (wesentlich von ihm selbst erarbeiteten) Begriffs „Auslösung“, es schließt sich eine interessante Studie über die Entwicklung des „Geschmacksbegriffs in der Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts“ an. Die wiederum etwas ausgedehntere Arbeit von K. O. Apel entfaltet in nüchterner, durchsichtiger Weise den Sinn von „Verstehen“ im rationalistisch getönten Sprachgebrauch, im Übergang zur „hermeneutischen“ Bedeutung, in der Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften und der Fundamentalontologie Heideggers. Der letzte Beitrag,

von demselben Verf., über die Idee der Sprache bei N. v. Cues, scheint, im Hinblick auf die mögliche Auswertung in einem begriffsgeschichtlichen Lexikon, äußerst speziell, frap্পiert aber durch den Aufweis, daß der Cusaner auch mit seiner Auffassung von der Sprache „genau im Übergangspunkt vom Mittelalter zur Neuzeit“ steht (200): Sie wird durch den Traditionszusammenhang der Logosmystik, der durch Proklus vermittelten platonischen Sprachphilosophie bestimmt, aber bildet auch schon die Sprachdeutung des Nominalismus vor, zugleich mit einem Ausblick auf das Ideal einer „exakten“ Sprache nach dem Vorbild der Mathematik. — Wenn die folgenden Bände, auch nur z. T., ähnlich weit angelegte Darstellungen aufnehmen wollen, dann ist schwer abzusehen, wann die Reihe irgendwie zum Abschluß kommen könnte. Ein begriffsgeschichtliches Wörterbuch der Philosophie bleibt aber auf jeden Fall eine Notwendigkeit — im Dienste der rein sachlichen philosophischen Probleme.

O g i e r m a n n

B e t h, E. W., Les fondements logiques des mathématiques (Collection de logique mathématique, Série A, 1) 2. Aufl. gr. 8^o (XVI und 242 S.) Paris 1955, Gauthier-Villars. 2500.— Fr. — Fréchet, M., Pages choisies d'analyse générale (Collection . . . , 3). gr. 8^o (214 S.) ebd. 1953. — Wang, H., et Naughton, R., Les systèmes axiomatiques de la théorie des ensembles (Collection . . . , 4). gr. 8^o (56 S.) ebd. 1953. — Rosser, J. B., Deux esquisses de logique (Collection . . . , 7). gr. 8^o (72 S.) ebd. 1955. 900.— Fr. — Beth, E. W., L'Existence en mathématiques (Collection . . . , 7). gr. 8^o (62 S.) ebd. 1956. 900.— Fr. — Die „Collection de logique mathématique“ erfüllt seit einigen Jahren eine dringende wissenschaftliche Aufgabe im französischen Sprachgebiet. Die schon vorliegenden Monographien bieten eine ausgezeichnete, dem heutigen Stand entsprechende Darstellung aller Gebiete der mathematischen Logik. Sie stammen von den bedeutendsten zeitgenössischen Logikern und sind so auch für den deutschen Leser von Bedeutung. Der ersten Monographie, die bereits in der 2. erweiterten Auflage vorliegt, kommt eine allgemeine Aufgabe innerhalb der ganzen Sammlung zu. Beth bringt darin eine gute Einführung in verschiedene Theorien der Methodologie der Mathematik und der deduktiven Wissenschaften. Er hält sich keineswegs einseitig an eine bestimmte Schule und sieht die Probleme auch vom philosophischen Gesichtspunkt aus. Der philosophische Hintergrund der logistischen, intuitionistischen und formalistischen Schulen wird erklärt und kritisch beurteilt. In einer solchen zusammenfassenden Darlegung überschneidet sich notwendig die historische Betrachtung mit der systematischen. Ausführlich werden die Grundlagen der symbolischen Logik und der metalogischen Theorien behandelt. Der Leser findet hier eine gute Darlegung einiger neuer Ergebnisse von Skolem, Gödel, Tarski und Church, die eine zu strenge finitistische Haltung der Hilbertschen Metamathematik zu überwinden suchen. Im abschließenden Kap. versucht B., die charakteristischen Elemente des mathematischen Denkens aufzuzeigen und die Bedeutung der Philosophie der Mathematik im Rahmen der allgemeinen Philosophie zu bestimmen. Er entdeckt in der Entwicklung der Mathematik vor allem das Ringen zweier entgegengesetzter Strömungen, des Nominalismus (polnische Schule, Wiener Kreis) mit seinem Postulat einer strengen Formalisierung des deduktiven Denkens und eines „Platonismus“, der die Grundlagen des deduktiven Denkens mehr a priori („intuitiv“) zu begründen versucht (Cantor und die intuitionistische Schule). Nach B. betrachten beide das mathematische Denken einseitig. Die Lösung sieht B. im Anschluß an Gönseth in der „interaction“ der Elemente beider Strömungen. Auch wenn wir mit einer gewissen Überschätzung der Philosophie der Mathematik im Rahmen der allgemeinen Philosophie nicht übereinstimmen (z. B. „la philosophie des mathématiques occupe à présent une position stratégique au sein de l'activité philosophique“, 204), so geben wir doch im wesentlichen das Anliegen seiner philosophischen Grundthese zu. Leider bleibt uns heute die scholastische Philosophie die Aufgabe noch schuldig, die reichen Ergebnisse der Methodologie der Mathematik und der deduktiven Wissenschaften von ihren erkenntnistheoretischen Prinzipien her zu erhellen. Es gibt heute kaum eine bessere und zugleich so allseitige Einführung in dieses Gebiet wie die B.s. — Fréchet führt als bedeutender französischer Mathematiker den Leser in das Gebiet der mathematischen Analyse ein. Das 1. Kap. vermittelt

den Zusammenhang mit der Mengenlehre. Weitere Kap. sind der Funktionalanalyse, der Theorie der abstrakten Räume und der allgemeinen Analyse in den Räumen mit und ohne Topologie gewidmet. Sie enthalten das Wesentliche auf diesem Gebiet, was der an den Grundlagen der Mathematik interessierte Leser braucht. — Wang und Naughton behandeln die Axiomatik der Mengenlehre. Es ist bemerkenswert, mit welcher Klarheit es den Autoren gelungen ist, alle wichtigen metalogischen Probleme der Mengenlehre auf wenigen Seiten darzulegen. Eine gute Bibliographie ist beigegeben. — Der 1. Teil des Heftes von Rosser ist dem jüngsten Zweig der Logistik, der kombinatorischen Logik und dem λ -Kalkül gewidmet. Der 2. Teil bringt die neuesten Ergebnisse von Skolem, Henkin, Hasenjäger, Rosser und Wang in der Theorie der Modelle der formalen Systeme. R. entwickelt das Verfahren für die Konstruktion der Modelle, beweist die Existenz der nichtnormalen Modelle und für mehrere logische Systeme die Unabhängigkeit der Axiome des Unendlichen, der Potenzmenge und der Ersetzung. Die Darlegungen R.s sind sehr klar und bieten eine gute Orientierung in den neuesten Ergebnissen aus diesem Gebiet. — Die andere Monographie von Beth enthält die Konferenzen, die er an der Sorbonne im März und April 1954 gehalten hat. B. bringt einen topologischen Beweis des Satzes von Löwenstein und diskutiert seine Folgerungen und Anwendungen in der Lösung des Entscheidungsproblems, in der Definitionslehre bezüglich der Methode von Padua und in der intuitionistischen Mathematik an dem Analogon des Borelschen Satzes. Der topologische Beweis und auch die Anwendungen gehen auf die wissenschaftliche Arbeit B.s zurück. Das letzte Kap.: Nominalismus und Platonismus in der zeitgenössischen Logik, legt die Ergebnisse einer früheren Diskussion mit Quine, Tarski, Destouches und Heyting dar. Es bietet dem Leser einen Einblick in den Brennpunkt der heutigen philosophischen Problematik der Mathematik.

Richter

v. Freytag-Löringhoff, B., Logik. Ihr System und ihr Verhältnis zur Logistik (Urban-Bücher 16). kl. 8^o (224 S.) Stuttgart 1955, Kohlhammer. 3.60 DM. — Diese Darlegung der Logik will eine Rehabilitierung der klassischen Logik sein (9). Zugleich will F.-L. seine 15 Thesen, die er auf dem Bremer Colloquium im Jahre 1950 vorgelegt hat, rechtfertigen. Er geht vom Begriff der „reinen“ Logik aus. Diese will er „aus den mannigfachen Verflechtungen mit der Ontologie, Erkenntnistheorie, Sprachwissenschaft und Psychologie“ lösen (10). Für das grundlegende Element hält er den Begriff. Die ganze Logik faßt er als Lehre von der Identität des Begriffes mit sich selbst und der Nichtidentität mit anderen auf. Die Identitätsverhältnisse stellt er durch eine sehr einfache Symbolik dar, die im wesentlichen aus nur drei Zeichen und drei Operationsregeln besteht. Die gesamte Lehre von den Syllogismen, den sog. unmittelbaren und hypothetischen Schlüssen, ergibt sich daraus. Mit diesem System der Logik zieht F.-L. gegen die Erkenntnistheorie, Ontologie und im 2. Teil gegen die Logistik ins Feld und behauptet volle Unabhängigkeit der „reinen“ Logik von ihnen. Er spricht von den schädlichen Einflüssen dieser Wissenschaften auf die Logik. Aus dieser Einstellung heraus unterschätzt er die Bedeutung des Urteils. Vom Urteil ausgehen heißt „die ganze klassische Logik auf den Kopf stellen“ (90). Die Logistik hält er für ein Stück Mathematik. — Wir glauben, daß diese scharfe Trennung und Überordnung der Logik im Rahmen der Philosophie nicht gerechtfertigt ist. Sicherlich kommt der Logik und Logistik, insoweit sie von der philosophischen Problematik absehen, eine gewisse relative Selbständigkeit zu, wie jeder Wissenschaft, aber man kann sie nicht ohne die Erkenntnistheorie und Ontologie begründen. Dies würde sich auch nach einem näheren Einblick in den Begriff der Identität für die „reine“ Logik von F.-L. ergeben. Die zentrale Bedeutung des Urteils würde daraus ebenfalls folgen. Auch darf man heute die Logistik nicht mit einem „bedeutungslosen Zeichenspiel“ (199) der Kalküle gleichsetzen. Die Logistik ist heute in ihrer metalogischen Problematik fähig, alle Fragen der klassischen Logik in sich aufzunehmen und zu vertiefen und den Weg zu ihrer philosophischen Problematik, die sie vielleicht bis jetzt zu sehr vernachlässigt hat, von sich aus zu finden. — Doch ist die vorliegende klare und anschauliche Darstellung der klassischen Logik von großem pädagogischem

Wert und darum besonders dem Anfänger zu empfehlen. Auch ihr Erscheinen im Rahmen der wissenschaftlichen Taschenbuchreihe ist deswegen angemessen.

Richter

Fogarasi, B., *Logik*. Aus dem Ungarischen übers. von S. Szemere. gr. 8^o (423 S.) Berlin 1955, Aufbau-Verlag. 11.40 DM. — Der Verf. will eine dem dialektischen Materialismus entsprechende Logik geben. Abgesehen davon, daß diesem Gedankenkreis viele erläuternde Beispiele entnommen werden, soll sich der dialektisch-materialistische Charakter der Logik nach der Auffassung des Verf. vor allem darin zeigen, daß die Logik nicht nur als formale, sondern auch als erkenntnistheoretische Logik dargestellt wird; aber auch die Beurteilung der überlieferten formalen Logik und namentlich der Logistik wird durch die marxistisch-leninistische Einstellung mitbedingt. Die „dialektische Logik“ als die Erkenntnistheorie des Marxismus unterscheidet F. von der Logik im engeren Sinn, der formalen Logik (23); einige Seiten weiter (29) wird allerdings der Begriff „dialektische Logik“ als Zusammenfassung von formaler Logik, Erkenntnistheorie und Methodenlehre gefaßt. Die materialistische Erkenntnistheorie, die in der Erkenntnis eine Widerspiegelung der materiellen Außenwelt im Bewußtsein sieht, muß auch für die formale Logik bestimmend sein; eine völlig neutrale Logik gibt es nicht. Trotzdem wird anerkannt, daß die überlieferte formale Logik von bleibendem Wert ist; nur muß sie durch die dialektische Logik ergänzt und von „scholastischem Wust“ befreit werden. Die Logistik dagegen wird als „Pseudowissenschaft“ (99), die aufs engste mit dem subjektiven Idealismus, dem „Machismus“, verbunden ist (100) und den Klasseninteressen der Bourgeoisie dient (7), völlig abgelehnt. Gegenüber der „dekadenten“ bürgerlichen Philosophie tritt ein starkes marxistisches Selbstbewußtsein hervor. So heißt es z. B.: „Nur auf Grund des dialektischen Materialismus ist es möglich, die Theorie der Hypothese auf ein der Höhe des wissenschaftlichen Fortschritts entsprechendes Niveau zu heben“ (310). Die tatsächliche Leistung in der eigentlichen Logik scheint ein solches Selbstbewußtsein allerdings wenig zu rechtfertigen. Die „Verbesserungen“, die an der klassischen Logik angebracht werden, beruhen zum guten Teil auf Mißverständnissen dieser Logik. So wird z. B. in das Identitätsgesetz hineingedeutet, es besage das unveränderte Beharren jedes Dinges (37), und darum wird es als „ideologische Waffe der Bourgeoisie . . . gegen das Proletariat“ (51) abgelehnt. Mehr Gnade findet die aristotelische Fassung des Widerspruchsprinzips, wie überhaupt Aristoteles als „Materialist“ erscheint (187/367). Auch der Marxist behaupte nicht einen Widerspruch „in einer und derselben Beziehung“, sondern unter verschiedenartigen Beziehungen (62); wenn der „dialektische Widerspruch“ nichts anderes besagt, ist er allerdings kein echter Widerspruch. — Daß die formale Logik allein nicht ausreicht, um die Realgeltung der Erkenntnis zu begründen, ist durchaus richtig. Aber darum ist eine methodisch gesonderte Behandlung der logischen Probleme, ohne Verquickung mit Erkenntnistheorie, noch nicht eine Entscheidung für den „subjektiven Idealismus“.

de Vries

Fernández, Cl., S. J., *Metafísica del conocimiento en Suárez* (Est. Onieneses, Ser. 3, 4). gr. 8^o (140 S.) Madrid 1954, Facultades de Teol. y de Filos. del Colegio Max. S. J. de Oña. — Diese Dissertation der Gregoriana will die Frage beantworten, welches nach Suarez die Bedingungen der Möglichkeit der intellektuellen Erkenntnis seien. Die absolute Geltung des Urteils setzt auch nach Suarez voraus, daß das besondere Objekt als Seiendes erfaßt wird. F. meint sogar, in jedem Urteil werde insofern eine absolute Notwendigkeit miterkannt, als das Widerspruchsprinzip stets miterfaßt werde. Die seinshafte Grundlage dieser Erkenntnis ist die Immaterialität des Verstandes. Das menschliche Urteil erfolgt stets in einer begrifflichen Synthese („componendo et dividendo“), doch ist das bloße Denken der begrifflichen Synthese (des Satzes) noch nicht das Urteil, sondern es muß der Akt der Zustimmung hinzukommen. Die Zustimmung ist keineswegs ein Willensakt, sondern wird von Suarez mit der Einsicht in die Wahrheit des Satzes gleichgesetzt. Das Seiende, und überhaupt das Allgemeine, wird nach Suarez nicht bereits im ersten Begriff abstrakt gedacht, sondern zuerst in und mit dem kon-

kreten Einzelding vorgestellt. Die Abstraktion des universale directum verlangt nicht notwendig ein Vergleichen mehrerer Einzelwesen. — F. hat die Texte gut ausgewählt und treffend interpretiert. Nur in einem Punkt kann ich ihm nicht zustimmen, daß nämlich auch nach Suarez in jedem Urteil das Widerspruchsprinzip miterkannt werde. Für diese Lehre, die F. neuthomistischen Autoren, wie De Munnynck und Maréchal, entnimmt, kann er keinen Text des Suarez anführen. Der einzige zitierte Text (Disp. met. d. 1 s. 6 n. 27) wird von F. selbst mit Recht als Schwierigkeit gegen die genannte Lehre empfunden, und er versucht nur zu zeigen, daß diese durch den Text doch nicht geradezu ausgeschlossen wird. Der Nachweis scheint mir jedoch nicht erbracht zu sein. Suarez schließt nicht nur, wie F. auslegt, ein *ausdrückliches* Miterfassen des Widerspruchsprinzips im unmittelbaren Erfahrungsurteil über das Dasein eines Seienden aus, sondern er bemerkt sehr scharfsinnig, daß die Erfahrung des Seins das Ausschlussensein des Nichtseins *überhaupt nicht* (also auch nicht implicite, es sei denn „virtualiter“) geben kann, sondern daß dieses auf einer wesentlich anderen, im begrifflichen Bereich sich darbietenden Evidenz beruht: sola intelligentia id percipitur explicatis terminis.

de Vries

Antweiler, A., Das Problem der Willensfreiheit. gr. 8^o (204 S.) Freiburg 1955, Herder. 10.20 DM. — Der Verf. behandelt nicht allein die Willensfreiheit im engeren Sinn, sondern Freiheit in dem verschiedenen Sinn und Umfang, in dem das Wort angewandt wird, sowohl im außermenschlichen (physikalischen und biologischen) Bereich als auch im menschlichen Bereich, im philosophischen und naturwissenschaftlichen Sinn. Die Untersuchung ist zwar in erster Linie systematisch, erforscht aber auch die historischen Auffassungen, in denen Freiheit im Lauf der Geschichte, in den verschiedenen Kulturabschnitten verstanden wurde und heute verstanden wird. So findet der Leser ein großes Material zusammengestellt, mag er nun fragen nach Freiheit bei Platon und Aristoteles, bei den Kirchenvätern und Scholastikern, in der neueren Philosophie und der Gegenwart. Dem Verf. gebührt Dank für seine mühevollen Arbeit; auch dafür, daß er in einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis und einem sorgfältigen Namenregister es dem Leser leicht gemacht hat, sich auf dem weitschichtigen Gebiet zurechtzufinden. Dem Referenten ist kein Buch bekannt, das die Freiheitsfrage in so weitem Rahmen behandelt hätte. Als Ganzes gesehen, ist das Buch ein Dokument nicht allein für das Freiheitsbewußtsein des heutigen Menschen und seine Ursprünge, sondern auch für das moderne Denken überhaupt und seine Unterschiede gegenüber der mittelalterlichen Lebensanschauung. Es zeugt von einer guten Kenntnis der Zusammenhänge, wenn nicht allein — wie schon lange üblich — die Beziehung von Kausalität und Freiheit, von Geschichte und Freiheit, sondern überhaupt die Beziehung der Freiheit zur Naturwirklichkeit (auch Katalyse und Freiheit, A. Mitrasch) und zum Wert erörtert werden. — Die *metaphysische* Begründung der Willensfreiheit und ihrer Erkenntnis, ferner der innere ontologische Zusammenhang zwischen Sein, Wert, Ziel und Aktivität ließe sich tiefer durchführen. Wie inhaltsreich in seiner prägnanten Fassung ist z. B. der auf S. 127 zitierte Satz des hl. Thomas: „Quae rationem habent, seipsa movent ad finem, quia habent dominium suorum actuum per liberum arbitrium, quod est facultas voluntatis et rationis“ (S. th. I, II, 1, 2). Dieser Satz fordert geradezu auf, den inneren Grund-Folge-Zusammenhang zwischen ratio, voluntas und liberum arbitrium als facultas voluntatis et rationis zu entfalten; aber auch die *Herrschaft* zu verstehen, welche die vernunftbegabten Wesen durch ihren freien Willen über ihre Akte haben. Und wenn unmittelbar darauf ein Text des hl. Bernhard v. Cl. folgt: „Liberum arbitrium . . . est consensus ob voluntatis inammissibilem libertatem et rationis . . . indeclinabile iudicium“ (128), so beleuchtet dieser Text den des hl. Thomas. Warum ist die Freiheit des Willens *unverlierbar*? Wann ist das Urteil der Vernunft *unerschütterlich*? Solche Sätze sind klassisch in ihrer Prägung. Sie können dies sein, weil sie Ausdruck einer metaphysisch tiefbegründeten, hohen, geordneten und gottgewollten Lebenshaltung sind. Die Freiheit der *Heiligen* ist die höchste Freiheit, wie auch das vorliegende Buch sagt.

Nink

Wein, H., Zugang zu philosophischer Kosmologie. Überlegungen zum philosophischen Thema der Ordnung in nach-kantischer Sicht. 8^o (184 S.) München 1954,

Oldenbourg. 14.— DM. — Der Verf. ist der Überzeugung, daß die alte, von der Ontologie abhängige, deduktive Kosmologie durch Kant, insbesondere durch die Antinomienlehre Kants, endgültig abgetan ist. Für Kant selbst war „Welt“ nur mehr der Zusammenhang der Erscheinungen. Seitdem hat sich die Philosophie noch weiter von jeder echten Kosmologie entfernt, am weitesten der logische Empirismus (86). Auch die heutige „Naturphilosophie“, die im Anschluß an die Naturwissenschaften zu einer umfassenden Schau der „Natur“ zu gelangen versucht, ist nicht das, was der Name „Kosmologie“ verheißt; W. schätzt diese Naturphilosophie sehr gering; sie ist ihm „Pseudo-Metaphysik“ (19). „Philosophische Kosmologie“ ist erst heute wieder möglich (72), nicht auf der Grundlage der Naturwissenschaft (69), erst recht nicht rein a priori, sondern auf Grundlage einer Gesamterfahrung (26), die von der Naturwissenschaft nicht berücksichtigt wird. Philosophisch ist ihr vorgearbeitet worden durch die moderne Kategorialanalyse, deren wichtigste Schöpfer N. Hartmann und A. N. Whitehead sind (69). Die Gesamterfahrung zeigt uns die Welt als Ordnung, als Struktur, als Zusammenhang, d. h. als ein Etwas, das aus „Etwassen“ besteht, die untereinander in einem „Kontext“ stehen, „Affinität“ zueinander haben (48). Dieser „Welt“-Begriff ist neutral dagegen, ob es sich um eine Gesamtheit von Seienden oder eine Gesamtheit von „Gemeintem“ handelt; er umfaßt beides (104). Darum ist der Ordnungsbegriff weder bloße Seinskategorie noch bloße Erkenntniskategorie, sondern „meta-kategorial“ (109). Eine Ordnung ist aber auch schon jedes einzelne Etwas, das in der „Welt“ enthalten ist; insofern besteht „Isomorphie“ zwischen der Welt und den einzelnen Etwassen (117). Wenn dagegen das einzelne Seiende als isoliertes „Ding“ gedacht werde, wie es in der alten Ontologie geschehe, so werde der Weg zur Kosmologie versperrt (35 f.). Die neue Kosmologie, zu der W. nur den Zugang eröffnen will, soll eine Art „Mathesis universalis“ sein, d. h. ihr Thema ist die reine Zuordnung (80); die Frage nach dem Ursprung der Welt ist ihr dagegen fremd: „Metaphysik will ‚die Welt entstehen lassen‘. Kosmologie als Ordnungslehre aber will die Welt ‚bestehen‘ lassen“ (80; vgl. 90). — Das sind die Grundgedanken des Buches, die in ermüdenden Wiederholungen immer wieder hin- und hergewendet werden. Das Ergebnis von so viel Denkbemühungen ist gewiß nicht überwältigend. Immerhin ist es eine ganz neue Auffassung von Kosmologie. Kosmologie im Sinne W.s ist nicht mehr Lehre von der Körperwelt oder der räumlich-zeitlichen Welt — das wäre „Naturphilosophie“ (106) —, aber auch nicht Ontologie, sondern eine abstrakte Ordnungslehre oder „Strukturlogik“, die indifferent dagegen ist, ob es sich um reale oder nur gedachte Strukturen handelt; diese Auffassung erinnert an die alte Lehre der Scholastik, daß der Begriff der „relatio“, der dem Ordnungsbegriff ohne Zweifel zugrunde liegt, indifferent zu „relatio realis“ und „relatio rationis“ ist. Sicher ist es auch richtig, daß schon das einzelne innerweltliche Seiende irgendwie eine Ordnung, eine Vieleinheit, ist; allerdings nicht im gleichen Sinn wie die „Welt“; sonst würde sich ein processus in infinitum ergeben. Jedenfalls müßte der Weltbegriff gegen den Begriff des einzelnen „Etwas-aus-Etwassen“ abgehoben werden. Kant tut dies durch den Begriff der Totalität; W. hat gegen diese Kennzeichnung der „Welt“ große Bedenken, weil er meint, Totalität besage notwendig etwas Unbedingtes, Absolutes, nicht-synthetisches Eines (147 f.); vielleicht wird der Begriff hier doch zu starr aufgefaßt. Zu wenig kritisch scheint uns W. auch Kants Widerlegung der alten Kosmologie hinzunehmen. Gewiß wird jede heutige Kosmologie „durch Kant hindurchgegangen“ sein müssen (23); selbstverständlich kann sie auch nicht rein a priori vorgehen; aber hat Kant wirklich bewiesen, daß jede Philosophie der realen Welt unmöglich ist?

de Vries

Lotz, J. B., S.J., Von der Einsamkeit des Menschen. Zur geistigen Situation des technischen Zeitalters. 80 (147 S.) Frankfurt/Main 1955, Knecht. 5.80 DM. — Der Verf. zeichnet im 1. Teil ein gerade wegen seiner Lebenswahrheit erschreckendes Bild der seelischen Lage des Menschen von heute: er ist „der Vereinsamung verfallen wie noch nie im Laufe seiner Geschichte“ (31). Bei allem Fortschritt des Naturwissens und der Naturbeherrschung ist er, der Technisierung erlegen, „ausgestoßen aus der Natur“. Trotz allen neuen Verbindungsmöglichkeiten, die ihm die Technik schenkt, ist er, dem Massendasein und dem seelenlosen Betrieb ver-

fallen, echt menschlicher Nähe beraubt. Der tiefste Grund von beidem ist die Entfremdung von Gott, das Dahinschwinden der religiösen Substanz, das auch im Gewohnheitschristentum vieler, die sich noch zur Kirche zählen, ein erschreckendes Ausmaß angenommen hat. Die Existenzphilosophie wie auch die moderne Dichtung und Kunst bestätigen die grenzenlose Vereinsamung, in die der Mensch geraten ist und die sein Menschsein in den Grundfesten bedroht (75—86). Heilung ist nicht durch Betäubung des Verlangens nach echtem Kontakt zu erhoffen, sondern nur — das ist die zunächst überraschende These des 2. Teiles — durch wahre Einsamkeit. In ihr unterscheidet der Verf. vier Momente: den Abschied von den Zerstreuungen des Alltags, der zunächst als ein „Weg in die Wüste“ erscheint (101), die Sammlung auf das eigentliche Selbst des Menschen, die dadurch vom innersten Grund des Menschen her gewonnene Offenheit für den innersten Grund von allem und schließlich das Neuwerden als selbstverständliche Frucht aus Abschied, Sammlung und Offenheit. So gewinnt der Mensch wieder echten Kontakt mit den „bergenden Mächten“: Natur, Gemeinschaft, Gott, und findet den „verwandelnden Durchbruch in die strömende Fülle des Lebens, in der dem Menschen von Gott her der Mitmensch und die Natur nicht genommen, sondern gerade erst eigentlich erschlossen werden“ (138). — Ein wahrhaft weises Buch, das gerade auch wegen des verständnisvollen Eingehens auf die natürlichen und menschlichen Gefährdungen und Nöte des heutigen Menschen wohl geeignet ist, in dem gehetzten, vereinsamten Menschen unserer Zeit das Verlangen und den Willen zu echter Einkehr und Sammlung wieder zu wecken.

de Vries

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Gilson, É., *Les métamorphoses de la Cité de Dieu*. 8^o (X u. 294 S.) Löwen 1952, Nauwelaerts. 110.— Fr. — Mit dieser hier veröffentlichten Vorlesungsreihe inaugurierte G. im Mai 1952 den „Lehrstuhl Cardinal Mercier“ in Löwen. Gerade in unserer Zeit, die gezwungen ist, über enge Staatsgrenzen hinaus „planetarisch“ zu denken, werden diese „Wandlungen der Civitas Dei“ unser größtes Interesse finden. Wir kennen bisher keine Abhandlung über den Begriff der „Christenheit“. Bonaventura, Thomas, Duns Scotus usw. schweigen darüber. Wenn man meint, es gäbe vielleicht einen solchen Begriff der „Christenheit“ gar nicht, so muß man doch auf jeden Fall zugeben, daß es manche Versuche gibt, diesen Begriff durchzudenken, und auch Versuche, in säkularisierten Parodien die „Civitas Dei“ zu verwirklichen bis zum heutigen bolschewistischen „Paradies auf Erden“. — G. zeigt die Ursprünge des Problems in der heidnischen Stoa, den antiken Imperien von Alexander dem Großen bis zur „Pax Romana“ und dann die Erfüllung in der weltweiten Sendung des Christentums: „nicht Jude, noch Heide, nicht Grieche, noch Barbar“. Die folgenden Kap. sind je einem Vertreter dieser Zusammenschau der Völker zu einem Menschheitsstaat gewidmet: das große Geschichtsbild der „Civitas Dei“ von Augustinus; die „res publica fidelium“ von Roger Bacon, der als erster den Begriff „Christianitas“ in unserem engen Sinn verwendet; die Unionsbestrebungen in „de pace fidei“ des Nikolaus von Cues; der „Sonnenstaat“ des Thomas Campanella, eine Utopie, die sich im vorchristlichen Raum einer „Vernunftreligion“ bewegt; die „Société Européenne“ des Abbé de St-Pierre, dessen Gedanken von Rousseau begeistert aufgenommen und fortgeführt werden; von ihm beeinflusst ist auch Leibniz, dessen „Cité des Philosophes“ bei Comte zu einer „Cité des savants“ verflacht, aber doch bei beiden ein Grundanliegen der Einheit in einer gemeinsamen Wahrheit aufdeckt. Ein abschließendes Kapitel soll anregen, zu untersuchen, inwieweit der Begriff der Kirche sich mit der „Christenheit“ deckt und inwieweit er sich von ihr unterscheidet, wie ja auch die „Civitas terrestris“ nicht gleich der „Civitas temporalis“ ist. — Dieser kurze Überblick zeigt schon die Fülle der Gedanken und den Reichtum der Erudition, der in diesem Buch zutage tritt. Ein glänzender Stil bei aller Sachlichkeit und Tiefe versteht es, in interessanten geschichtlichen Bemerkungen und Durchblicken die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Anliegen in ihrer Farbigkeit lebendig vor die Augen zu stellen und unsere Sympathie für sie zu erwecken.

Glahn

Zürcher, J., Das Corpus Academicum. gr. 8^o (174 S.) Schöningh, Paderborn 1954. 15.— DM. — Ders., Lexicon Academicum. gr. 8^o (36 S.) ebd. 1954. 5.— DM. — Das „*Lexicon Academicum*“ enthält eine Zusammenstellung der im Corpus Academicum vorkommenden Eigennamen. — Im „*Corpus Academicum*“ (= Cac) will der Verf. in „wahrer, echter Exegese“ (23) beweisen, daß für die uns heute vorliegenden platonischen Schriften Platon selbst nicht verantwortlich ist. Während das ursprüngliche und echte Cac in der Zeit von 400—350 entstand, muß die Redaktion des heutigen Cac für die Zeit von 310—270 angesetzt werden. Es wurde „zusammengearbeitet von Polemon, Schulhaupt der Akademie von 315—270, herausgegeben wohl von dessen Nachfolger Arkesilaos“ (16). Polemon habe den alten Platontext, der „mit dem Peripatos nicht mehr konkurrieren konnte und deshalb für die Gewinnung der jungen Leute ein Hindernis war“ (19), „wissenschaftlich modernisiert“ (ebd.). Die platonische Szenerie wurde belassen und zeitgenössische Namen unter den Decknamen aus der Zeit Platons wiedergegeben. Die gesamte philosophische Problematik des Cac ist „ungefähr dieselbe wie die des Cpe“ (= Corpus Peripateticum) (18). Ferner behauptet der Verf., daß „auch die Sprache des jetzigen Cac durchaus so modern sei wie die des Cpe; es sei die Sprache des ausgehenden vierten und des begonnenen dritten Jahrhunderts“. Niemand könne das leugnen. Diese Erkenntnis hinsichtlich des Inhaltes und der Sprache des Cac habe „die Philologie des letzten Jahrhunderts in sehr befremdlicher Weise wie übersehen“ (18). Im Schlußwort (161) nennt der Verf. als „stärksten Beweis“ für diese „neue Auffassung“ des Cac die Tatsache, daß „die Gegner Polemons immer Stoa und Kepos waren, ja daß Polemon überhaupt keine anderen Gegner mehr kannte als nur diese zwei . . .“ Zur Kennzeichnung der „neuen Auffassung“ sei aus den Einzelausführungen folgendes wiedergegeben: Die Apologie (23—27) ist in ihrem Grundstock ein echtes Aristotelicum. „Was zu dieser Ansicht führt, daß diese Verteidigungsrede im ursprünglichen Text ein echtes Schriftstück des Aristoteles war, ist der aristotelische Wortschatz dieses Schriftstückes. Mit wenigen Ausnahmen läßt sich sein ganzer Wortschatz als aristotelisch, peripatetisch nachweisen“ (23). Ferner spreche für die These des Verf., „daß in der ganzen Apologie nicht die leiseste Spur sich finde von der Lehre: Niemand tut freiwillig unrecht; Tugend ist bloßes Wissen“ (23). Der Euthyphron (34—35) „scheint eine Auseinandersetzung mit Stoa und Peripatos zu sein, wie die Einleitung andeutet (2a) *ἐν Λυκείῳ* und *περὶ τὴν τοῦ βασιλέως στοάν*. Daß aber im Dialog schon ganz klar *οὐσία* und *πίθος*, Substanz und Eigenschaft unterschieden werden (11 a), ist allein schon ein Beweis seines nachplatonischen Charakters“ (34). Der Protagoras (49—52) stammt aus der Zeit um 300. Er ist „eine friedliche Auseinandersetzung der Akademie mit Stoa (= Protagoras) und Kepos (= Prodikos)“ (49). Der Theaitetos (56—64) „ist in erster Linie eine Auseinandersetzung mit Stoa und Epikur; mit Epikur über seine Wahrnehmungslehre, mit der Stoa über ihren Wissensbegriff“ (56). Theaitetos „dürfte ein Deckname sein für Euklid, dessen *ἀκμὴ* ja um 290 war“ (56). Vom Parmenides (76—79) heißt es, es sei moralisch unmöglich, daß der „große Platon so ein Fastnachtsprodukt je verbrochen habe“ (77). In ihm fänden sich Spuren aristotelischer Sätze und Lehren (77), die „Immanenz sei bereits definitiv überwunden und die Ideenlehre ein sinkender Stern“ (78). Über die Ausführungen der Politeia (110—115) am Ende des 6. Buches bemerkt der Verf.: „Es muß . . . mit aller Bestimmtheit betont werden, daß es undenkbar ist, daß dieser Grad der Entwicklung der Dialektik (Metaphysik) in der Akademie bereits unter Platon erreicht worden sei. Hier am Endabsatz von Pol. 6 stehen wir wie in *Μγ* 1—3 und *Μκ* 1—4 ums Jahr 300. Sachlich haben wir genau denselben Stand der philosophischen Erkenntnis“ (113). Die Darlegungen schließen S. 115: „Der sogenannte Mythos des Er, mit dem die Politeia schließt, ist ein elendes Altersprodukt des Polemon und enthält die stoischen Schicksalsgottheiten (*Ἄτροπος, Λάχσεις, Κλωθώ*; cf. Zeller 3,1: Stoa und Religion), genau wie das Schlußstück im Cpe in *Περὶ κόσμου* auch mit diesen drei Schicksalsgottheiten endet. Auch das noch ein stilles Plagiat des alten Plagiators Polemon.“ Nach dieser kleinen Auswahl aus der Fülle von anderen Beweisen für die neue Auffassung Platons sei nur der Wunsch ausgesprochen, daß der Verf. sich innerlich eingehender mit den Belegen der bisherigen Platontradition und ihren wissenschaftlichen

Forschungen und Erkenntnissen auseinandergesetzt hätte. Wir zweifeln nicht, daß er dann Platon philologisch und philosophisch gerechter geworden wäre, als es jetzt bei aller Arbeit geschehen konnte.

E n n e n

Derbolav, J., Der Dialog „Kratylos“ im Rahmen der platonischen Sprach- und Erkenntnisphilosophie. gr. 8^o (120 S.) Saarbrücken 1953, West-Ost-Verlag. — Dem Wort-Ding-Verhältnis des „Kratylos“ will sich diese Untersuchung weder in „philologischer Exegese“ (12) noch durch bloßes Nachdenken zuwenden, sondern in philosophischer Interpretation (11—22), die eine „Begegnung am Problem“ (12) erstrebt. Eine sprachliche Analyse der Namen (23—34) verschafft keinen Zugang zur wirklichen Existenz der Dinge. Wohl macht sie die Tiefenstruktur der Sprache sichtbar oder „ihre kategoriale Aufgliederung nach drei Sprachebenen, die in der vorkritischen Alltagssprache noch ungeschieden durcheinandergehen“ (30): 1. die metaphorisch-bildhafte Sprachebene, deren Bedeutungsmodelle der anschaulich gegenständlichen Welt angehören; Sprachrichtigkeit wird hier nicht in philologischer Ableitung erkannt, sondern durch Aufspüren des „Untergründigen“, wie man es bei allen bedeutenden Sprachdeutern bis Hegel und Heidegger finde (32). Losgelöst von der Grundlage anschaulicher Realität ist die 2. Sprachebene der bildlosen Formalbegriffe (32), einer abstrakten Sprachsymbolik, deren logische Widerspruchslosigkeit Sprachrichtigkeit ausmacht. Wirklichkeitsnähe und unmittelbare Einsicht als Kriterium der Sprachrichtigkeit kennzeichnen nach dem Verf. die 3. Sprachebene, den „Bereich der unmittelbar einsichtigen sprachphysiognomischen Lautgesten“ (33). Ebensowenig wie reine Sprachanalysen machen auch Sprachontologismus und Sprachkonventionalismus ihre Wirklichkeitsgrundlage greifbar. Platons Nachahmungsmodell vermag auch nicht die hier aufgebrochene Antinomie in der Wort-Ding-Beziehung zu überbrücken, da ja nach seiner Auffassung die Sprache als sinnhaftes Phänomen die gleiche Distanz vom Ding-an-sich besitzt wie alle Sinnendinge. Dieses platonische Nachahmungsmodell, welches die Wahrheitsgrundlage außerhalb der Sprache ansetzt, bedarf nach Meinung des Verf. einer Korrektur (42), denn es vermenge unglücklich Symbolrelation, anschauliche Ähnlichkeit und physiognomische Transparenz (42). Wie auch immer es sich mit diesem nach der Deutung des Verf. „hintergründig Angesprochenen“ (42) verhalten mag, so scheint doch auch im „Kratylos“ die ontologische Frage nach der Analogie das Problem schlechthin zu sein, dies zu verdeutlichen letzthin sein Ziel ist. Sind doch die „Sinnendinge“ für die Erkenntnis Platons nur *conditio sine qua non*, d. h. nicht Mitursachen, sondern nur reine äußere Gegenwart. Im Gegensatz zu Aristoteles gibt es für Plato keine Dualität von *modus cognoscendi et essendi* und kein Übergreifen einer niederen Seinsstufe auf eine wesensverschiedene höhere Seinsstufe, da das Leib-Seele-Verhältnis ungeklärt bleibt. Neben dieser durch die erkenntnismetaphysischen Voraussetzungen bedingten sprachphilosophischen Situation, die auf ein sprachfreies Erkennen durch Wesenschau, sowohl das „*id quod*“ und den „*modus quo*“ des Erkennens umfassend, hindrängt (Kratyl. 438 D 7), sieht der Verf. einen anderen Ansatzpunkt zur „Realerkenntnis“ durch die Sprache (44—54; 79—90). Dieser ist durch die Wirklichkeit des konkreten Sprachgebrauches (83), welcher auch von der „immanenten Vernunft der Dinge“ (45) beherrscht wird, verbürgt. Erkenntlich wird dies schon in den Sprachanalysen des „Kratylos“. Auf dem Wege zu einem „sprachimmanenten Wahrheitskriterium“ (71) befindet sich Plato im „Sophistes“ (71); hier rolle Plato das Wahrheitsproblem der Sprache erstmalig am Satz auf und gelange zu drei wichtigen Erkenntnissen: der Satz sei Bejahung oder Verneinung, auch Denken sei im weiteren Sinne des Wortes Sprache und daß sich die „Wahrnehmungswelt erst aus einem Zusammenwirken von Empfindung und Vorstellung, d. h. also durch sprachliche Vermittlung, konstituiert“ (84). — Klar und kritisch führt die Untersuchung an das Problem heran und läßt auch in gleicher Weise die Möglichkeiten ihrer Fortführung erkennen. Für Platons Sprachphilosophie ist einmal die bekannte zeitgenössische Kontroverse zwischen Philosophie und Rhetorik (vgl. z. B. W. Jaeger, *Paideia II*, 1954², III, 1947) von Wichtigkeit wie vor allem die Frage nach der Beziehung von Logik und Mathematik (vgl. z. B. K. Reidemeister, *Mathematik und Logik bei Plato*, Berlin 1942, § 3—8). Endlich dürfte in problem-

geschichtlicher Schau die Plato in vielfacher Hinsicht nahestehende Scholastik mehr zur Erhellung beitragen als manche erwähnte moderne Denker. E n n e n

Aristoteles, Eudemische Ethik (Die Lehrschriften, hrsg., übertragen und in ihrer Entstehung erläutert von P. Gohlke VII 2). 8^o (277 S.) Paderborn 1954, Schöningh. 10.30 DM. — Nikomachische Ethik (Lehrschriften VII 3). 8^o (335 S.) 1956, ebd. 12.60 DM. — Meteorologie (Lehrschriften IV 3). 8^o (192 S.) 1955, ebd. 8.40 DM. — Die drei neuen Bändchen der Aristotelesübersetzung von G. setzen die Reihe würdig fort. Die zeitliche Reihenfolge der drei Ethiken ist nach G.: Große Ethik — Eudemische Ethik — Nikomachische Ethik. Alle drei sind Werke des Aristoteles selbst; das „Eudemische Ethik“ bedeutet nach G., daß Aristoteles diese Vorlesung dem Eudemos überließ, der nach ihr gelehrt hat. Zwischen die „Große Ethik“ und die Eudemische verlegt G. noch eine verlorengegangene Theophrastische Ethik, auf die der Auszug über die peripatetische Ethik im Handbuch des Stobaios hinweist. Die literarkritischen Angaben G.s beruhen stets auf scharfsinnigen, von gründlichem Überdenken der Texte zeugenden Kombinationen. So weist er z. B. für die Auffassung, daß die Nikomachische Ethik die letzte sei, darauf hin, daß sich in ihr weniger Nachträge finden, ferner darauf, daß Aristoteles hier die Kasuistik mehr berücksichtige, in den Entscheidungen manchmal vorsichtiger sei, gegenüber der stärkeren Betonung der Gesinnungsethik in den anderen Ethiken die gegenständliche Bestimmung des Guten mehr hervorhebe, was alles die größere Reife des Alters zeige. Auf die Gründe anderer, die das Verhältnis der drei Ethiken anders sehen, wie z. B. auf die Untersuchungen von E. Schächer O.S.B. (vgl. Schol 16 [1941] 423—425), geht G. kaum ein. Im allgemeinen kann man sich des Eindrucks schwer erwehren, daß bei G. Möglichkeiten unvermerkt zu Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu Gewisheiten werden. — Die „Meteorologie“ betrachtet G. ebenfalls als ein Spätwerk des Aristoteles. Das 4. Buch, das eine Art Chemie enthält und an die Schrift über die Elemente anknüpft, ist älter als die drei ersten Bücher. — Die Übersetzung ist im allgemeinen zuverlässig und liest sich flüssig, sicher viel flüssiger als die von Rolfes in der Meinerschen Philosophischen Bibliothek; der Vergleich mit Lassons Übersetzung der Nikomachischen Ethik fällt oft, aber nicht immer zugunsten G.s aus. Nicht in allem befriedigt z. B. die Übersetzung der Abhandlung über die Tugend als rechte Mitte im 2. Buch der Nikomachischen Ethik, die allerdings auch große Schwierigkeiten bietet. Das *περι* ist hier an einigen Stellen richtig mit „bei“ wiedergegeben, z. B. 1107 b 16: „bei Ausgabe und Einnahme von Geld“, an anderen Stellen dagegen mißverständlich mit „zwischen“, z. B. 1107 a 33: „zwischen Furcht und Frechheit“ (ist die Tapferkeit die Mitte), wo es heißen müßte: „bezüglich Furcht und Mut“; so erscheinen die an sich sittlich indifferenten Affekte oder sonstigen Anwendungsbereiche der Tugend (z. B. Ehre und Unehre) selbst als falsche sittliche Haltungen, nämlich als Übermaß bzw. Mangel. 1129 b 8 müßte das *κακόν* wohl mit „Übel“, nicht mit „Böses“ übersetzt werden: der Ungerechte wählt zuweilen das „kleinere Übel“, nicht: „das weniger Böse“, was im Zusammenhang keinen Sinn gibt. — Zur leichteren Auffindung der Texte wäre es wünschenswert, daß am Rand nicht nur die Seitenzahlen der Bekkerschen Ausgabe, sondern auch die Zeilen im Abstand von je fünf angegeben würden. de Vries

Gohlke, P., Die Entstehung der aristotelischen Prinzipienlehre. gr. 8^o (114 S.) Tübingen 1954, Mohr. 11.25 DM. — In der Metaphysik des Aristoteles erkennt G. vier Entwicklungsphasen (43, 91, 106): Den Grundstock bilden, B, Γ, Δ, Ζ in der Urfassung, A 1—2; 8—9. Das Fehlen der Akt- und Potenzlehre kennzeichnet diese „ältere Metaphysik“. Von der Physik waren in dieser Zeit vorhanden: A, E, Z, H. Die zweite Entwicklungsstufe wird durch die Ausarbeitung der Akt- und Potenzlehre in Θ eingeleitet; als Anhang zu Ζ wurde Θ ausgearbeitet. Durch Einfügen von E wurde Θ mit dem Grundstock B—Ζ verbunden. In dieser Zeit gestaltete Aristoteles die Lehre von der Bewegung, schrieb Phys. Γ und Δ, die er vor E einschob (44); vorher war B hinzugekommen. Im Anschluß an Phys. Θ behandelt met. Δ die übersinnliche Substanz und leitet so die dritte Entwicklungsstufe ein. Δ und K, das für das neue Substanzbuch im Anschluß an die vorhandenen

metaphysischen und physischen Schriften den Unterbau abgeben sollte (44), kennzeichnet G. „als ein Referat über verschiedene Schriften der Physik und Metaphysik mit der Absicht, den unbewegten Bewegten in die Metaphysik einzuführen und diese dadurch zu einer ‚Theologie‘ zu machen“ (76). Nach Abfassung von K und A paßte Aristoteles die vorhandenen Originalschriften den neugewonnenen Erkenntnissen an. Diese letzte Bearbeitung blieb allerdings unvollendet (31, 92). Zeugen einer solchen Umarbeitung sind: Z, H, M. — Indem G. dem Wandel in Begriffen und Lehren, wie er in einzelnen Büchern und Kapiteln sichtbar wird, nachgeht, entwirft er dieses Bild der gedanklichen Entwicklung des Aristoteles. Dabei baut G. nicht auf Einzelstellen auf, sondern macht alle Lehrschriften zum Gegenstand der Untersuchung (46). Im Gegensatz zu W. Jaeger, der die Entwicklung des Aristoteles im Verhältnis zu seinem Lehrer Plato sieht, will G. Aristoteles aus seinen eigenen philosophischen Antrieben und Zielen heraus begreifen. Besonders aufschlußreich ist dabei das Studium der Abschnitte von doppelter Fassung wie die Verfolgung der Entstehung der Metaphysik mit Hinblick auf die der physikalischen Vorlesungen. — Bei aller Anerkennung für das durchaus beachtenswerte wissenschaftliche Forschen — spricht doch G. von „jahrzehntelangem Nachdenken“ (65) — muß man doch bedauern, daß die geschichtliche Abhängigkeit des Aristoteles von seinem Lehrer Platon so stark in den Hintergrund gerückt ist. Wenn man dem Verf. darin Recht geben muß, daß Aristoteles letztlich nur in philosophischer Interpretation erfaßt werden kann, so muß der Philosoph aber bedenken, daß hier die Sache allein nicht Norm sein kann. Denn diese ist uns ja nur durch die historisch gewachsene Sprache zugänglich. Deshalb muß die Philologie den wissenschaftlichen Unterbau liefern (vgl. dagegen: Gohlke, Aristoteles und sein Werk, 1948, 5).

E n n e n

Barbotin, E., La Théorie aristotélicienne de l'Intellect d'après Théophraste (Coll. publ. par l'Inst. sup. de Philos. de l'Université de Louvain). gr. 8^o (311 S.) Louvain 1954, Publ. univ. — Paris 1954, Vrin. 165. — bFr. — In scharfsinniger philosophischer Textinterpretation, die mehr systematischen Gesichtspunkten als der uns heute sowohl vertrauteren wie auch als fruchtbar erwiesenen genetischen Darstellung folgt, untersucht der Verf. den Begriff des Nus. Dabei werden die aus scholastisch-thomistischem Denken heraus bekannten Probleme und Aporien quellenmäßig sichtbar. Das Verstehen des Nus, dessen Anwendung bei Aristoteles recht dehnbar ist, muß ausgehen von dem Grundverhältnis Körper-Seele-Nus. Mit Schwierigkeiten besonderer Art ist die Frage um den „*νοῦς ἐν τῇ ψυχῇ*“ verbunden. Sein Eigensein wie sein Eigenleben werden erkannt aus dem Verhältnis *νοῦς — νοητόν*, aus seiner Tätigkeit wie aus seiner Herkunft (*ἔξωθεν ἐπεισιών, νοῦς ἔμψυχος, θεῖος*). Aus dem Parallelismus von Sinnenerkenntnis, über die Aristoteles eine umfassende Theorie entwirft, und Geisterkenntnis entsteht das sehr schwierige Problem der Übertragung von Kategorien des physischen Bereiches auf den des Geistes. Das gilt vor allem z. B. für folgende Begriffe: *κίνησις, πάσχειν, πάθος* [vgl. *νοῦς: παθητικός, ποιητικός, ἐν δυνάμει, ἐν ἔξει, κατ' ἐνέργειαν*]. Ohne wesentlich neue Erkenntnis zu bringen, greift Theophrast den oben kurz umschriebenen Problemkreis auf, bald klärend und kritisch vertiefend, bald nur wiederholend und die Probleme des Meisters unterstreichend, wie es die Fragmente bezeugen.

E n n e n

Niccolo Perotti's Version of The Enchiridion of Epictetus, ed., with an introduction and a list of Perotti's writings by R. P. Oliver. gr. 8^o (166 S.) Urbana 1954, Univ. of Illinois Press. — Vorliegendes wissenschaftliches Werk enthält die textkritische Edition (62—136) der lateinischen Übertragung von Epiktets Enchiridion durch den italienischen Humanisten Perotti. Zur Praefatio (65—80) gehört der Brief Perotti's an Papst Nikolaus V. und die „Praefatio Simplicii philosophi in expositionem Enchiridii“. Den Inhalt der Einführung (1—60) umschreiben folgende Worte: Zeitgenössisches, Biographisches, Übersetzungstechnik, Beschreibung der Handschriften. Der Elenchus Nicolai Perotti operum (137—166) bildet den Abschluß. Der textkritische Apparat zeigt, wie das Verhältnis von Form und Inhalt oft zugunsten der Form durchgeführt wurde. Das mag einmal seinen Grund haben in der Unbeholfenheit des von den Humanisten gepflegten klassischen Lateins für

die Wiedergabe philosophischer Gedanken, dann aber vor allem in dem Grundsatz des „exornare“, dem von den Humanisten vertretenen Übersetzungsprinzips. Die mangelnde wissenschaftliche Akribie, welche es unterläßt, über die Bedeutung eines philosophischen Begriffes genaue Rechenschaft zu geben und den Bedeutungsnuancen eines Wortes nachzugehen, ist ein vielsagendes Zeugnis für diese Richtung des Humanismus. Seinem Ideal des reinen Menschlichen, d. h. des Redenkönnens und der Bildung, fehlt die geistige Antriebskraft und Spannung, wie sie jenem griechischen Humanismus eigen ist, der das Humanum einspannt in die Polarität Gott und Mensch. Ein Vergleich der Übersetzungstechnik der Humanisten, etwa mit der eines Wilhelm von Moerbeke, muß diesem echte Wissenschaftlichkeit zuerkennen. Denn das von den Humanisten verpönte scholastische Latein ist ein besserer Vermittler philosophischer Begriffe und Gedanken. Vor allem aber leiden die Denker, die sich dieses Gedankenträgers bedienen, nicht an der philosophischen und weltanschaulichen Verschwommenheit der Humanisten mit ihrem einseitigen „Kult der concinnitas“.

E n n e n

G i l s o n, É., Dante und die Philosophie; übers. v. E. Sommer-von Seckendorff. 8^o (XIV u. 398 S.) Freiburg 1953, Herder. 15.60 DM; geb. 18.50 DM. — Geistreich und manchmal mit spöttischer Ironie, immer aber sachlich wohlbegründet weist G. nach, daß P. Mandonnet in seiner Danteinterpretation (Dante le Théologien, Paris 1935) den großen Dichter bei allen Verdiensten um die Danteforschung doch wohl zu gewaltsam in ein vorgefaßtes Schema eingepreßt hat. Das Ausgangsproblem ist der alte Streit um die Person der Beatrice: ein Symbol oder eine wirkliche Frau aus Fleisch und Blut? G. zeigt die Verwandlungen Beatrices in die Theologie, in eine Zahl, in die Taufe, in die Tonsur, in die niederen Weihen, in einen Strick, in einen Bischof, in das Glorienlicht — alles gekünstelte Deutungen, die Mandonnet braucht, um nicht die einfache natürliche Interpretation annehmen zu müssen: Beatrice war eine wirkliche Frau, die nicht durch Symbolisierung in eine „Infra-Beatrice“ aufzulösen ist, sondern zur „Ultra-Beatrice“ zu erhöhen ist: eine wirkliche Frau, die Dante durch den Tod im Fleische verlor und im Geiste wieder fand. Die folgenden Kapitel sind der Interpretation des „Gastmahls“, der „Monarchie“ und der „Göttlichen Komödie“ gewidmet. Hier weitet sich das Problem der Stellung Dantes zur Philosophie aus, und immer mehr tritt ein Grundanliegen des Buches hervor: Dante ist nicht in den Ordnungsrahmen eines mittelalterlichen Systems zu pressen, er überschreitet die Grenzen des mittelalterlichen Menschen, in ihm kündigt sich schon die Neuzeit an. Er ist der erste, der die relative Eigenständigkeit einer natürlichen Kultur, des Staates, ja des „Laientums“ schlechthin gesehen hat. — G. bemerkt im Vorwort: „Einem über Literatur sprechenden Philosophen fehlt es häufig an Geschmack, einem Literaten, der von Ideen spricht, aber häufig an Exaktheit.“ Wir glauben, daß beides in G. glücklich vereint ist, und das macht die Lektüre des Buches zu einem Genuß.

G l a h n

G a l a m a, S. H. M., Het Wijsgerig Onderwijs aan de Hogeschool te Franeker 1585—1811. 8^o (358 S.) Franeker 1954, Wever. 12.— Fl. — Diese Leidener Dissertation behandelt die Geschichte des philosophischen Unterrichts an der von 1585—1811 in dem friesischen Städtchen Franeker bestehenden Universität. Große Philosophen haben dort nicht gelehrt — wohl hat Descartes sich 1629 dort aufgehalten und Vorlesungen des Mathematikers und Astronomen Adriaan Metius gehört (23) —, aber es ist doch reizvoll zu lesen, wie sich die philosophischen Zeitströmungen an der kleinen, entlegenen Hochschule ausgewirkt haben. Diese diente hauptsächlich der Ausbildung reformierter Geistlicher. Anfangs hatte die Philosophie fast nur die Aufgabe, das begriffliche Rüstzeug für die Theologie abzugeben, später gewann sie eine selbständigere Stellung. G. unterscheidet drei Richtungen: Im 17. Jahrh. ist der vorherrschende, z. T. an die spanische Scholastik anknüpfende Aristotelismus im Kampf mit einem sog. Platonismus, der im Anschluß an Ramus, den Atomismus und später namentlich an Descartes mehr oder weniger scharf gegen Aristoteles ankämpft. Im 18. Jahrh. setzt sich unter dem Einfluß Newtons eine stark naturwissenschaftlich gerichtete „Philosophie“ durch. Im besonderen geht der Verf. auf die Meinungskämpfe zwischen der Naturlehre Descartes' und Newtons,

über das Leib-Seele-Problem und das Verhältnis von Glaube und Vernunft ein. Den breitesten Raum nehmen kurze Charakteristiken aller Philosophiedozenten der Hochschule ein (39—196); es folgt ein Verzeichnis der Dissertationen und Disputationen; dabei fällt auf, wie viele Ungarn in Franeker studiert haben. Eine ausführliche Bibliographie der Lehrer und Studenten der Hochschule (241—341) und ein Personenregister schließen das Werk ab.
de Vries

Deleuze, G., *Empirisme et subjectivité. Essai sur la Nature humaine selon Hume*. kl. 8^o (153 S.) Paris 1953, Presses Universitaires, 500.— Fr. — Es ist nicht leicht, genau zu sagen, was die eigentliche Absicht des Verf. in dieser Abhandlung über Hume ist. Allem Anschein nach kommt es ihm vor allem darauf an, zu zeigen, welche Rolle im Empirismus Humes dem Subjekt zukommt und wie dieses konstituiert wird. Dieses Subjekt ist — auch das wird immer wieder betont — nicht nur erkennendes, schließendes und „glaubendes“ Subjekt, sondern vor allem sittlich handelndes Subjekt. Durch das Gegebene allein kann das Subjekt nicht erklärt werden; denn dieses ist eine reine Vielheit von Eindrücken oder „Perzeptionen“. Die Gesamtheit dieser Eindrücke nennt Hume den Geist (92 f.); er ist kein Subjekt (94); so entsteht die Frage: Wie konstituiert sich das Subjekt im Geist (oder: im Gegebenen)? Das Subjekt ist das Zusammen (der Eindrücke), das System wird (100). Eine Einigung der Eindrücke geschieht zunächst durch die Prinzipien der Assoziation, durch die zwischen den isolierten Elementen Relationen gesetzt werden; diese Prinzipien sind es zugleich, die dem Geist eine „Natur“ geben (10). Letztlich scheinen es aber erst die „Eindrücke der Reflexion“, d. h. die Gefühle oder Leidenschaften (passions), zu sein, die den Geist als Subjekt konstituieren (15 107). Nur das Gefühl kann uns ein Ziel bestimmen und so zum Handeln veranlassen (141). — Auch D. ist das Unmögliche nicht gelungen, aus Humes Philosophie ein widerspruchsloses System zu machen. Bezeichnet nicht schon der Begriff des „Gegebenen“ wesentlich ein Subjekt mit, dem etwas gegeben ist? Ist es nicht ein Widerspruch, den „Geist“ zu definieren als „die Idee im Geist“? Sollte Hume das „Subjekt“ in einem engeren Sinn verstehen — wir finden diesen Sinn freilich nicht genauer umschrieben —, so bleibt immer noch der Widerspruch: Einerseits soll das Subjekt durch die Organisation der Eindrücke konstituiert werden, andererseits wird diese Organisation als Werk des Subjektes hingestellt (109); ist es also schon da, bevor es konstituiert ist?
de Vries

Leibniz, G. W., *Schöpferische Vernunft*, Schriften aus den Jahren 1668—1686. Zusammengestellt, übersetzt und erklärt von W. v. Engelhardt, 2., unv. Aufl. gr. 8^o (XXI u. 544 S.) Münster/Köln 1955, Böhlau, 19.80 DM. — Ein edles, echt wissenschaftliches und philosophisches Ziel hat v. Engelhardt zur Abfassung dieses Buches geführt: „Wenn wir uns heute den Großen der Vergangenheit nähern, so tun wir dies, nicht weil wir nur ordnend feststellen wollen, was irgendwann einmal gesagt und entdeckt worden ist, sondern weil wir ihrer bedürfen als Vorbild und Lehrer. Weil wir wissen, daß wir selbst im Dunkeln sind und daß wir die Wege unseres Denkens und Glaubens von vorne anfangen müssen, sind wir ganz anders als früher dazu bereit, in die Schule eines Mannes zu gehen, von dem wir spüren, daß er größer ist als wir, daß er reiner und wahrhaftiger dachte, daß er tiefer erhellt war vom Lichte des Geistes.“ Wir wollen Anfang, Ansatz und Weise des Philosophierens erkennen, um zu lernen, „wie man als denkender Mensch in der Welt und zu sich selbst sein kann, wie man sehen und denken, wie man ehrfürchtig und wahrhaftig sein kann“ (XI). Leibniz selbst urteilt: „Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß die älteren Scholastiker manche von den heutigen sowohl an Scharfsinn wie an Zuverlässigkeit . . . weit übertreffen . . . Wie sehr aber an Scharfsinn die Scholastiker dieses und des vorigen Jahrhunderts denen der früheren Jahrhunderte unterlegen sind, kann die Schule der Nominalisten zeigen, die von allen Schulen der Scholastiker die tiefste ist“ (21). Leibniz bewundert das „genaue Denken“ der scholastischen Theologen und Philosophen (192). Er habe „durch manche Untersuchung erfahren“, „daß der größte Teil der Lehren, die von den Älteren überliefert und öffentlich anerkannt sind, wahr und richtig ist, wenn man nur einen echten Dolmetscher und nicht einen lärmenden

Spötter findet“ (217). „Ich weiß, daß ich etwas unternehme, was der Meinung der meisten widerspricht [un grand paradoxon], wenn ich versuche, in gewisser Weise die alte Philosophie wieder zu Ehren zu bringen. . . . Doch wird man mich vielleicht nicht allzu schnell verurteilen, wenn man weiß, daß ich gründlich über die moderne Philosophie nachgedacht habe, daß ich viel Zeit auf die Experimente der Physik und die Beweise der Geometrie verwandt habe.“ Eigene Untersuchungen ließen erkennen, „daß unsere Modernen dem heiligen Thomas und anderen großen Männern jener Zeit nicht gerecht genug begegnen und daß es in den Ansichten der scholastischen Philosophen und Theologen mehr sichere Wahrheit [solidité] gibt, als man annimmt, vorausgesetzt, daß man sie in rechter Weise und an ihrem Platz verwendet. Ich bin sogar davon überzeugt, daß ein genauer und nachdenkender Kopf, der sich die Mühe machen würde, ihre Gedanken nach Art der analytischen Geometrie zu klären und zu durchdenken, dort einen großen Schatz von sehr wichtigen und durchaus beweiskräftigen Wahrheiten finden würde“ (352 f.). Zur selben Erkenntnis wird auch heute jeder gelangen, der die scholastische Philosophie eindringend studiert. Allzuviel von ihrem wertvollen Gedankengut ist der gegenwärtigen Philosophie verschlossen. Mit Recht sagt der Herausgeber: Die Probleme, die Leibniz beschäftigten, „kommen uns irgendwie kurios, höchstens in einem historischen Sinn ‚interessant‘ vor. Dies aber gerade ist zu überwinden, es muß gelingen, durch die Schicht der historischen Patina hindurchzukommen zu dem, was über die Zeiten hinweg wirklich ist“ (XX). Die sorgfältigen, über 100 Seiten umfassenden Erläuterungen, die der Herausgeber dem Text beifügt, können zum Verständnis der geistigen Welt um und vor Leibniz beitragen. So kann der überzeitliche Gehalt dieser Welt fruchtbar werden im philosophischen Leben der Gegenwart. — Übersetzt und erläutert sind u. a.: Von der Allmacht und Allwissenheit Gottes; Stücke zur *Characteristica*, *Encyclopädie* und *Scientia Generalis*; Zur *Analysis der Lage*; Aus den Entwürfen eines Buches über die Naturwissenschaft; Betrachtungen über das Wissen, die Wahrheit und die Ideen; *Metaphysische Abhandlung*. — Gern werden wir dem Herausgeber wieder begen.

Nink

Grua, G., *Jurisprudence universelle et Théodicée selon Leibniz* (Bibl. de Philos. cont.). 8^o (548 S.) Paris 1953, Presses Universitaires de France. 1800.— Fr. — Der Verf. dieser ausgezeichneten Monographie ist schon als Leibnizkenner durch seine Ausgabe der ‚*Textes inédits*‘ bekannt geworden. Die beiden Problemkreise, die er in dem vorliegenden Band behandelt, sind so zentral, daß man von hier aus fast in alle Teile der Leibnizischen Philosophie hineinblicken vermag. Im 1. Teil stellt G. die für alle Vernunftwesen gemeinsame Rechtslehre dar auf dem Hintergrund der Leibnizischen Wesensmetaphysik vom *ens possible* und der allgemeinen Lehre über Geist, Wille und Freiheit. Diese Rechtslehre, welche die Gerechtigkeit als Liebe des Weisen kennzeichnet, ist Grundlage sowohl der göttlichen wie der menschlichen Gerechtigkeit. Im 2. Teil wird sie auf die göttliche Gerechtigkeit angewandt (*Theodizee*), während ihre Anwendung auf die menschliche Gerechtigkeit einem gesonderten Band vorbehalten bleibt. Im Mittelpunkt des 2. Teils steht die Idee der besten Welt, der das Übel ein- und untergeordnet wird. Der Gottesstaat umfaßt Natur und Übernatur (die in der Durchführung allerdings zu kurz kommt), natürliches und evangelisches Gesetz. Prädestination und Gnadenverteilung, belohnende und rächende Gerechtigkeit stehen immer unter dem Gesetz der besten Welt, dem Prinzip des hinreichenden Grundes, und so unter einer moralischen Notwendigkeit. — Da das Denken Leibnizens sich von den ersten Anfängen an mit geringen Ausnahmen im selben Sinne entwickelt hat, folgt die Darstellung nicht einem chronologischen Grundriß, der zu unzähligen Wiederholungen zwingen würde, sondern einem inhaltlichen Plan. Obwohl Leibniz selbst seine Gedanken unter den verschiedensten, sich ergänzenden Gesichtspunkten mehr skizziert als voll entwickelt hat, so kennt er doch auch eine enzyklopädische Anordnung seiner Gedanken, wie z. B. in einem unbenannten Text (*Couturat* 516—518), den der Verf. seiner Darstellung zugrunde legt. Das Entscheidende dieses Planes ist die Priorität des *ens possible* vor dem *ens actuale*, der Übergang vom Allgemeinen zum Speziellen und darum der Vorrang der allgemeinen Rechtslehre vor deren Anwendungen

auf Gott und den Menschen. Leibniz kommt dabei möglichst selbst zu Wort, wobei die Varianten seiner Aufstellungen oft in chronologischer Reihenfolge vorgelegt werden. Die Dokumentation ist überreich. Manchmal werden für einen Gedanken bis zu 30 und mehr Belege gegeben. Die Anführung früherer oder zeitgenössischer Ansichten zum selben Thema erlaubt ein Urteil über Abhängigkeit oder Originalität der Leibnizischen Thesen. Bei der Fülle der Texte, die sich gegenseitig beleuchten, ist eine darüber hinausgehende Interpretation nur selten nötig. Das Schlusswort legt Zeugnis ab von der inneren Geschlossenheit des Systems, verschweigt aber auch nicht, daß es den Tatsachen, die es selbst voraussetzt, wozu auch die christliche Offenbarung gehört, nicht in allen Punkten gerecht wird. Wenn sich das Buch wegen seines mosaikartigen Charakters auch nicht leicht liest, so ist es doch ein sicherer Führer durch das Labyrinth der Leibnizischen Texte und mit seinen etwa dreitausend Anmerkungen ein kaum zu entbehrendes Nachschlagewerk. B r u g g e r

Morpurgo Tagliabue, G., *Le strutture del trascendentale* (Piccola biblioteca di scienze moderne, 501). 8^o (358 S.) Mailand, Bocca. 900.— L. — Was der Verf. im Untertitel „Kleine Untersuchung über das kritische, dialektische und existentielle Denken“ nennt, ist in Wirklichkeit eine der selbständigsten und eindringlichsten Analysen der zeitgenössischen Philosophie nach ihren Voraussetzungen und ihrem Zusammenhang mit Kants transzendentalen Denken. Der Verf. will unter „rein formalem“ Gesichtspunkt die logischen Strukturen aufzeigen, die, oft versteckt, für die verschiedenen Gedankengebäude bestimmend sind. Diese logischen Strukturen bringen freilich trotzdem inhaltliche Folgerungen mit sich (42). Der Untersuchung liegt eine einheitliche Anschauung zugrunde, die den Schlüssel zum Ganzen bildet: die Angleichung des Transzendentalen an ein gerichtliches Rechtsfertungsverfahren. Da die transzendentalen Bedingungen als subjektive Strukturen betrachtet wurden und daher nicht durch Berufung auf objektive Evidenz begründet werden konnten, drängte sich das Problem ihrer Rechtfertigung um so mehr auf (11). Im logischen Bereich führt diese Umstellung nach dem Verf. zur Vorbetonung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten gegenüber dem Identitäts- und Widerspruchsprinzip, die in der scholastischen Philosophie wie auch im Rationalismus den Vorrang hatten. Alle drei Prinzipien, die in der aristotelisch-scholastischen Überlieferung logische und ontologische Prinzipien sind, verwandeln sich bei Kant in transzendentalen Prinzipien, d. h. in Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung. Das geschieht durch Vermittlung der Einbildungskraft in den zeitlichen Schemata. Im Anschluß an die erste Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft entwickelt Heidegger diese Gedanken weiter: die Kategorien werden nicht aus den Gesetzen des Denkens abgeleitet, sondern aus den „Ekstasen“ der ursprünglichen Zeit des Menschen. Das Reale ist nicht mehr durch und durch logisch, sondern durch und durch geschichtlich (21). In einem entgegengesetzten Sinn hatte sich das Denken Hegels bewegt; es entfaltete die Keime des Rationalismus, die sich bei Kant fanden. Das Gerichtsverfahren, dem Kant die Vernunft unterwirft, verwandelt sich bei Hegel in ein allumfassendes Weltgericht. Die Unterscheidung zwischen Widerspruchsprinzip und Satz vom ausgeschlossenen Dritten tritt erst bei ihm ins volle Licht. Identität und Nichtwiderspruch sind inhaltleer, wenn sie außerhalb des dritten Prinzips betrachtet werden; denn der reale Inhalt ist niemals nur identisch oder nur kontradiktorisch, sondern ein dialektisches Ganzes (146). Auch das Unangemessene und Ungerechtfertigte wird von Hegel in den Bereich des Transzendentalen einbezogen (150); so werden bloße Tatsache und Recht beide zu Recht, beide zu Ontologie. Die Existenzphilosophie will demgegenüber den Unterschied von bloßer Tatsache und Recht, von Uneigentlichem und Eigentlichem, wieder zur Geltung bringen. Aber auch in dieser Reaktion leben die Prinzipien der Logik, die in eine emotionale Logik umgeformt wird, mit dem charakteristischen Übergewicht der beiden negativen Prinzipien (des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten) wieder auf. Der einzige Existentialismus, der außerhalb der transzendentalen Problematik bleibt, und das wegen seiner ethischen Grundhaltung, ist der „positive Existentialismus“ Abbagnanos. — Wir können dem Verf. hier nicht durch alle Einzelheiten seiner scharfsinnigen Analyse der Formen des Existentialismus folgen. Diese deckt überraschende Entsprechungen auf, die zwar nicht immer ganz über-

zeugen, aber doch eine oft vergessene Seite des kritischen Problems ins rechte Licht setzen, die als Problematik der Eigentlichkeit auch in einigen Formen des Existentialismus weiterlebt: seine Eigenart als Rechtfertigung. Aber wenn die Forderung nach einer Erkenntniskritik sich in der besonderen geistigen Lage des 17. und 18. Jahrh. auf das Bedürfnis nach einer Rechtfertigung zurückführen ließ, so sehen wir doch nicht, wie das metaphysische Anliegen, das schon bei Kant, erst recht aber bei Hegel und Heidegger lebendig ist, sich völlig auf diese rechtliche Fragestellung zurückführen läßt.

F a g o n e

Casula, M., S.J., *Maréchal e Kant* (Arch. Philos. Aloisianum, II 8). gr. 8^o (124 S.) Rom 1955, Bocca. 600.— L. — C. will die Kantdeutung auf ihre Berechtigung prüfen, die Maréchal seinem Versuch zugrunde legt, Kant von seinen eigenen Voraussetzungen her zu überwinden. Diese Voraussetzungen sind außer dem Identitätsprinzip als Gesetz des Denkens: 1. Die Annahme des „phänomenalen Objekts“, d. h. des Objekts, wie es im Bewußtsein gegeben ist, als eines zunächst „neutralen“ Erkenntnismittels, das das reale Sein des Objekts weder besagt noch ausschließt. 2. Die Rechtmäßigkeit der transzendentalen Methode und des Apriori, die also ebenfalls nicht von vornherein schon einen idealistischen Sinn haben. C. meint, diese Voraussetzungen fänden sich in dem von Maréchal angenommenen Sinn nicht bei Kant, das phänomenale Objekt schließe bei ihm das reale Sein von vornherein aus, und die transzendente Methode sei wesentlich idealistisch. Dazu komme noch, daß die Abstraktion von der Realgeltung des phänomenalen Objektes, wie man sie auch deuten möge, keinen brauchbaren Sinn gebe (112—116). — Die Begründung, die C. für diese Auffassungen versucht, scheint allerdings kaum überzeugend. C. meint, Kant habe von vornherein die idealistische Deutung als „Arbeitshypothese“ (94) vor Augen und wolle diese Hypothese durch sein Werk rechtfertigen; „wenn aber das phänomenale Objekt in den Folgerungen der Kritik exklusiv ist (d. h. das reale Sein ausschließt), dann ergibt sich mit mathematischer Evidenz, daß es auch am Anfang schon exklusiv war“ (96). So meint er, die Voraussetzungen, die Prämissen Kants seien von vornherein idealistisch verstanden (99). Diese Beweisführung ist schwerlich gültig. Wer eine Hypothese beweisen will, setzt sie nicht von Anfang an als wahr voraus, und nicht jede einzelne Prämisse enthält bereits implizit die Folgerung. Gewiß wird man nicht *alle* Voraussetzungen Kants annehmen können, aber daraus folgt nicht, daß jede Auseinandersetzung auf Grund gemeinsamer Voraussetzungen von vornherein ausgeschlossen ist. Zu diesen gemeinsamen Voraussetzungen kann man unbedenklich das „phänomenale Objekt“ rechnen; die Abstraktion von seiner Realgeltung bedeutet nur, daß ich diese Realgeltung, obwohl ich von Anfang an von ihr überzeugt bin, doch nicht logisch voraussetze, d. h. nicht als Prämisse in die Beweisführung eingehen lasse; eine solche Abstraktion von dem zu beweisenden Satz ist jedem Beweis wesentlich. Bezüglich der transzendentalen Methode ist gewiß zuzugeben, daß Kant sie sehr bald im idealistischen Sinn einengt; aber darum ist es nicht weniger sinnvoll, zu zeigen, daß diese Einengung durch die ursprüngliche Bedeutung dieser Methode keineswegs gefordert ist. Im übrigen sei auf die Ausführungen von J. B. Lotz und des Rezensenten in J. B. Lotz, *Kant und die Scholastik heute*, hingewiesen, wo gerade diese Probleme eingehend behandelt werden.

de Vries

Fischl, J., *Materialismus und Positivismus der Gegenwart*. 8^o (XVI u. 388 S.) Graz 1953, Styria. 16.50 DM. — Der Verf. plante, die Philosophie der Gegenwart in 2 Bänden darzustellen: 1. Empirismus und 2. Idealismus. Der 1. Bd. erschien in der „Geschichte der Philosophie“ als 4. Bd., aber auch selbständig als „Materialismus und Positivismus der Gegenwart. Ein Beitrag zur Aussprache über die Weltanschauung des modernen Menschen.“ — Im 1. Teil dieses Bandes behandelt F. den mechanistischen Materialismus des 19. Jahrh. und seine Weiterentwicklung zum dialektischen Materialismus des Marxismus bis zur letzten konkreten Formung des dialektischen und historischen Materialismus der Sowjetphilosophie. Der 2. Teil führt uns über den französischen Positivismus (Comte) in die verschiedenen Formen ein, die eine positivistische Geisteshaltung in Deutschland ge-

funden hat: Abstammungslehre (Haeckel; Wundt), Lebensphilosophie (Nietzsche; Klages, Spengler, Freud, Adler), Neupositivismus (Mach, Vaihinger, Avenarius; Wiener Kreis). Je ein Kap. über den englischen und amerikanischen Positivismus vervollständigen des Gesamtbild des Positivismus unserer Tage. — Die Beschränkung, die ein Abriss einer Geschichte der Philosophie verlangt, ist in der Auswahl und notwendigen Vereinfachung der Gedankengänge immer schon eine Interpretation, über die man verschiedener Ansicht sein kann. Dazu kommt noch, daß man in diesem 1. Bd. nicht *die* Philosophie der Gegenwart sehen darf, ohne auf die Ergänzung durch den 2. Bd. zu warten, die auch den „Aufbruch der Metaphysik“ in der Gegenwart zeigen muß. Darin wird aber auch sichtbar werden, daß in manchen Denkern dieses 1. Bandes, z. B. in Nietzsche, mehr „Metaphysik“ steckt, als sie es vielleicht selbst wahrhaben wollten. — Die kurzen treffenden „Würdigungen“, die immer als Kritik das jeweilige Bild eines Philosophen beurteilend abschließen, wird besonders der Laie dankbar begrüßen. Treu seinem Programm, das sich der Verf. in seinen philosophiegeschichtlichen Werken gesetzt hat, immer die Einheit von Wissenschaft und Leben wahren zu wollen, hat er auch hier wieder versucht, tiefe Gedanken in einer verständlichen Sprache auszudrücken. Es ist ihm sicher gelungen, zu zeigen, daß „es nicht wahr ist, daß Werke erst dann wissenschaftlich werden, wenn sie anfangen, langweilig zu werden“.

G l a h n

Blessing, E., Das Ewige im Menschen. Die Grundkonzeption der Religionsphilosophie Max Schelers. gr. 8^o (136 S.) Stuttgart 1954, Schwabenverlag, 2.70 DM. — Nach einem eindringenden Durchblick durch die „Sphärenlehre“ Schelers wird dessen Weg zur Gotteserkenntnis dargestellt, und in einem 3. Teil eigens für sich dessen Auffassung von der Erkenntnis der Personalität Gottes; jeweils schließt sich eine ausführliche Stellungnahme an, die im wesentlichen aus dem Gesichtswinkel der thomistischen Philosophie erfolgt. Die Untersuchung will bei aller Kritik „die fruchtbaren Grundintentionen Schelers“ ins helle Licht heben, nachdem ohnehin „die zentrale Bedeutung Schelers für alle neuere, bes. die katholische Religionsphilosophie immer klarer erkannt wird“ (9). Im 1. Teil wird die These von der kognitiven Leistung anderer geistiger Organe als nur der „logischen Akten“ und der Zuordnung je anderer Sphären der Wirklichkeit zu diesen verschiedenartigen Geistesorganen diskutiert. Die Lehre von der Gotteserkenntnis bedeutet dann bei Scheler eine Anwendung seiner erkenntnistheoretischen Grundkonzeption auf die Sphäre des Religiösen. Ihre Darstellung („Konformitätssystem“) ergibt gegenüber bisherigen Forschungen kaum etwas Neues. Die kritische Auseinandersetzung bezieht sich auf die Konsequenz aus Schelers Unterbewertung der Seinserkenntnis und betont mit Recht, daß Gott als „ens a se“ mit Sicherheit „erkannt“, wenn auch nicht „erfahren“ werden könne und daß diese metaphysische Erkenntnis für den religiösen Menschen keineswegs ohne Belang sei (vgl. 65 ff.). Aber der Verf. teilt die Meinung, Gottes Gegenwärtigsein in der Kreatur werde im religiösen Akt geradezu gleichsam schaubar, über alle metaphysisch-rationale Erkenntnis hinaus (70 f. 81 88 ff.); er scheint dies mit dem Terminus „intellektuelle Intuition“ (101) decken zu wollen, vermag eine solche freilich nur zu behaupten. Der 3. Teil behandelt Schelers „Beweis für die Unbeweisbarkeit Gottes als Person“; die der Sphäre des Personalen eigentliche Erkenntnisform sei allein das Vernehmen von Offenbarung (106 119). Der Verf. hält demgegenüber an der Möglichkeit fest, von Gottes Personalität schon von der Weltwirklichkeit her einen Begriff zu bekommen (113), denn über eine Person könne selbst nach ihrer „materialen“ Seite, nicht nur über ihr formales Daß, etwas aus der Art ihrer „Werke“ ausgesagt werden (119, vgl. 127 f.). Er möchte aber Scheler insofern recht geben, als „eigentliche“ Erkenntnis Gottes als Person nur durch irgendwie erfahrungsmäßige „Begegnung“ mit ihm möglich sei (118 131 134 f.). Person als „ungegenständliches“ Sein, in ihrer Eigentlichkeit erfassbar nur im „ungegenständlichen Mitvollzug“ ihrer Akte, diese phänomenologisch-ontologische Grundthese Schelers scheint allerdings dahin zu führen. Es wird nicht recht klar, ob der Verf. sie nur modifizieren oder letztlich doch überwinden möchte.

O g i e r m a n n

L ö w i t h, K., Heidegger Denker in dürftiger Zeit (Schriftenreihe „Ausblicke“). 8^o (110 S.) Frankfurt/M. 1953, Fischer. 5.80 DM. — Die Studie L.s zeichnet sich vor manchen anderen durch ihre hervorragende Sachkenntnis und ihre tief eindringende Auseinandersetzung aus. Sie versucht „zwischen den beiden Extremen der Faszination und der Abstoßung einen kritischen Mittelweg zu gehen“ (8). Einerseits gesteht der Verf.: „Was Heidegger zu sagen hat, sagt er mit Meisterschaft und mit einem berückenden Tiefsinn“ (13). Andererseits unterwirft er die Sprache und das Denken dieses Mannes einer Prüfung, die mit unerbittlichem Scharfsinn vollzogen wird. Vor allem geht es um die Frage, ob „Heideggers gegenwärtig erreichter Standort die Konsequenz seiner Ausgangsstellung ist oder die Folge einer Umkehr“ (7). — Das wird im 1. Kap. am menschlichen Dasein untersucht; in „Sein und Zeit“ ist es „aus seinem eigenen, ‚eigentlichen‘ Sein“, nachher aber „aus dem ganz andern ‚Sein‘, das von sich aus das Dasein des Menschenwesens ‚ereignet‘“, begründet (7). Hierbei ist nach L. Heideggers Weg „nicht derselbe geblieben“, weil sich seine Richtung „umgedreht“ hat, weshalb auch die anfänglich entwickelten Existenzialien „umgestimmt“ werden (20). Um das im einzelnen zu erläutern, wählt der Verf. „das Verhältnis von existierendem Dasein und Sein, von Daseinsentwurf und Wurf des Seins, von existenzialer Faktizität und ‚es gibt‘ Sein, von existenzialer Wahrheit und Wahrheit des Seins, von Endlichkeit und Ewigkeit, und schließlich den veränderten Sinn von Fundamentalontologie“ (21). Im 2. Kap. wird dieselbe Grundspannung bezüglich des Themas „Geschichte, Geschichtlichkeit und Seinsgeschick“ (43) weiterverfolgt. „In ‚Sein und Zeit‘ wird die geschichtliche Zeit vom sogenannten Geschehen des endlichen Daseins her begründet, *nach* ‚Sein und Zeit‘ vom nicht-seienden Sein selbst her als einem Seinsgeschehen“ (43). Beide Phasen „bewegen sich in derselben modernen Verstiegenheit eines metaphysischen Historismus“ (45). Mit der „Verlagerung des Problems der Geschichte vom seienden Dasein zum wesenden Sein“ erscheint zugleich „die Bewegung des Nihilismus als die Grundbewegung der gesamten Geschichte des Abendlandes“, insofern „alle Erscheinungen eines fortschreitenden Verfalls . . . im Vergessen des Sein“ gründen (53). Die Rettung aber „kann nur von dort kommen, wo sich das Verhältnis des Menschen zum übermenschlichen und überseienden Sein wendet“ (56), „zum Sein als dem Ort eines möglichen Gottes“ (59). In einer kritischen Bemerkung meint L., Heideggers Bemühen, „das Sein seins-geschichtlich zu denken“, sei von den „Anfängen des griechischen Denkens so entfernt wie nur möglich“ (61). Wichtig ist des Verf.s Vermutung, ob wir „die Geschichte . . . nicht maßlos überschätzen, seitdem sich ihre Erfahrung sowohl von ihrer natürlichen Begrenzung durch den Logos des Kosmos wie von ihrer übernatürlichen Begrenzung durch den Willen Gottes emanzipiert und damit verabsolutiert hat“ (71). Das 3. Kap. stellt am Beispiel seiner Nietzsche-Auslegung Heideggers Interpretationskunst in Frage; denn „die subtile Erschlossenheit für den Text ist dabei ebenso groß wie die resolute Entschlossenheit, mit der er seine Vorhabe durchsetzt“ (85). Weil es dem Dasein „im Entwerfen und Verstehen zirkelhaft um es selbst geht“ (83), kann es „ein vorurteilsloses Verständnis“ nicht geben; das wäre „wider den Sinn des Verstehens“ (81). Damit hört für L. jede „sachgerechte, kritische Auslegung“ auf (82). Entsprechend ist für ihn die Deutung, die Heidegger dem Wort „Gott ist tot“ gibt, „ebensosehr auf ausgewählte Nietzsche-Texte eingehend, wie gewaltsam über Nietzsches eigene Gedanken hinweggehend“ (85). Heidegger führt Nietzsches Gottesfrage auf die ontologische Differenz zurück; sein Gottestod wird als Nihilismus im Sinne der Vergessenheit des Seins und als „Beseitigung aller übersinnlichen Werte“ (106) verstanden. Nach L. wird damit Heidegger weder Nietzsches „Selbstüberwindung des Nihilismus“ (98) noch seinem Wertendenken noch seiner Erfahrung des Seins gerecht. — Jeden, der sich mit den hier angeschnittenen Fragen ernst befaßt, regt L.s gründliche Arbeit zum Nachdenken an. Zutreffend macht er in den beiden ersten Kapiteln den Unterschied des früheren vom späteren Heidegger sichtbar. Doch will uns scheinen, daß „die Möglichkeit eines zweifachen Hinblicks“ auf denselben Sachverhalt keineswegs „nur eine scheinbare Lösung“ (39) ist. Die Konstitution des Seins von seiten des Menschen schließt nicht die Urkonstitution des Menschen durch das Sein aus;

vielmehr ist jene durch diese ermöglicht. Damit soll freilich nicht Heideggers These von der Seinsvergessenheit oder dem Nihilismus ohne weiteres gebilligt werden.

Lotz

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

v. Weizsäcker, C. F., Komplementarität und Logik: Naturwissenschaften 42 (1955) 521—529, 545—555. — Schon verschiedentlich wurde vorgeschlagen, zur Behandlung des quantenphysikalischen Komplementaritätsproblems eine mehrwertige Logik heranzuziehen, d. h. eine Logik, in der einer Aussage nicht nur die beiden üblichen „Wahrheitswerte“ „wahr“ oder „falsch“, sondern außerdem noch Zwischenwerte zukommen können. Diese Zwischenwerte sind jedoch nicht im herkömmlichen Sinn des „unbestimmt“ oder „wahrscheinlich“ zu verstehen. Denn dieser üblichen Auffassung liegt die Voraussetzung zugrunde, daß die betr. Aussagen „an sich“ notwendigerweise wahr oder falsch sein müßten und das Auftreten der Zwischenwerte nur in der Unvollkommenheit der Erkenntnis begründet sei; die Unbestimmtheit der quantenphysikalischen Aussagen dagegen soll nicht diesen lediglich subjektiven Charakter tragen, sondern es soll „an sich“ unbestimmt sein, durch welches von mehreren Löchern ein Teilchen geflogen ist, in welchem Drehsinn es um seine eigene Achse rotiert, ob es elektrisch geladen oder ungeladen ist usw. W. geht es nun darum, diese Mehrwertigkeit der Logik auf die entsprechenden ontologischen Gegebenheiten zurückzuführen; es wird also eine Ontologie entworfen, in der das Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten nicht mehr uneingeschränkt gilt. Auf Einzelheiten dieser für die Philosophie der Quantenphysik bedeutsamen Studie kann hier nicht eingegangen werden; darum nur zwei Bemerkungen: Die Einführung einer mehrwertigen Logik wird oft mit dem Hinweis abgelehnt, daß jedenfalls die Logik, mit der man *über* die Quantenphysik spricht und philosophiert, die zweiwertige Logik der natürlichen Sprache und der Experimentalphysik sei und die mehrwertige Logik schon aus diesem Grunde nicht die „wahre“ Logik sein könne. W. prüft demgegenüber, ohne allerdings zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen, ob nicht auch diese zweiwertige Logik der Umgangssprache und Experimentalphysik in ähnlicher Weise als Grenzfall einer an sich mehrwertigen Logik aufgefaßt werden könne, wie die klassische Physik einen Grenzfall der Quantenphysik darstellt. Es ergibt sich dabei eine interessante logische Parallele zu der „zweiten Quantelung“ der Physik; andererseits bleibt bestehen, daß die dritte logische Stufe, in der über diese beiden vorangehenden Stufen gesprochen wird, doch wieder zweiwertig ist. Vom ontologischen Standpunkt aus wird die Stellungnahme zu dem vorstehenden Versuch im wesentlichen davon abhängen, wo man den primären Berührungspunkt des Geistes mit dem Sein sieht; wenn man mit Kant den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß zum Ausgangspunkt nimmt, wird man sich den Überlegungen W.s nicht leicht entziehen können.

Büchel

Renoirte, F. — Mercier, A., Philosophie der exakten Wissenschaften (Philos. Lovaniensis, 8). 8^o (294 S.) Einsiedeln-Zürich-Köln 1955, Benziger. 24.50 DM. — Der 1. und 2. Teil des Buches aus der Feder R.s bietet eine Wissenschaftstheorie der Physik und Chemie vom operativen Standpunkt aus; er ist eine Übersetzung der „Éléments de Critique des sciences et de Cosmologie“, die schon früher in dieser Zeitschrift besprochen wurden (Schol 24 [1949] 452). Leider brechen die Ausführungen R.s gerade an der Stelle ab, wo die volle Fruchtbarkeit des operativen Standpunktes hervorzutreten wäre, bei dem Übergang zur Quantenphysik und Relativitätstheorie. (Von der Quantenphysik aus hätten dann auch die auf die naturphilosophische Problemstellung hinzielenden Bemerkungen über die aller Physik zugrunde liegende Voraussetzung einer verschiedenartigen, räumlich-zeitlichen Außenwelt — 122 143 ff. — eine gewisse Modifizierung erfahren.) Der Darstellung dieser modernen Theorien ist vor allem der 3. Teil des Buches „Mathematische Abstraktion und Naturbeschreibung. Einblick in die Erkenntnistheorie der exakten Wissenschaften“ aus der Feder von M. gewidmet. Man könnte zweifeln,

ob man die geistvollen Ausführungen M.s als Wissenschaftstheorie oder als Geistesgeschichte der modernen Physik bezeichnen soll; jedenfalls sind sie für den Kenner genüßreich zu lesen. Büchel

L a m o u c h e, A., La théorie harmonique. Le principe de simplicité dans les mathématiques et dans les sciences physiques. 8^o (481 S.) Paris 1955, Gauthier-Villars. 1800.— Fr. — Zwei Grundfragen der Wissenschaftsphilosophie stehen im Mittelpunkt des Buches: Die Bedeutung des Kriteriums der „Einfachheit“ in der Entwicklung der physikalisch-chemischen Theorien und Erkenntnisse und die besondere Eignung der Mathematik zur Erfassung des (physikalisch-chemischen) Naturgeschehens. Der Komplex dieser Fragen wird gesehen im Licht des „Prinzips der Einfachheit“: „Aussi bien dans la genèse logique des constructions les plus compliquées des mathématiques à partir des éléments les plus simples, que dans la genèse physique des phénomènes réels les plus complexes à partir des phénomènes les plus élémentaires, cette genèse s’accomplit suivant un processus constant de simplicité relative maximum jouant de proche en proche entre les éléments interdépendants de ces enchaînements logiques ou physiques“ (34). Näherhin sind zwei sich ergänzende Modalitäten der jeweils größtmöglichen Einfachheit zu unterscheiden: Sie kann sich einmal finden im Ausgleich von Verschiedenheiten und damit in der Angleichung einer Vielheit von Elementen aneinander; sie kann andererseits verwirklicht sein in einem Zusammenschwingen und damit in der gegenseitigen Verstärkung gemeinsamer Züge mehrerer Elemente, wodurch ein gewisses neues Ganzes entsteht. Im physikalischen Bereich ist die erste Modalität der Einfachheit z. B. verwirklicht in dem Streben zum Ausgleich aller energetischen Differenzen, die zweite in den verschiedenen Resonanz-Phänomenen; im mathematischen Bereich liegt die erste Modalität jener Angleichung zugrunde, die verschiedene Einzeldinge unter Absehung von ihren individuellen Verschiedenheiten unter dem gleichen Oberbegriff zusammenfaßt und damit zählbar macht, die zweite Modalität tritt z. B. bei der Zusammenfassung von zwei Einzeldingen unter der einen Zahl „Zwei“ auf. In eingehenden und langwierigen Untersuchungen wird nun die ganze Mathematik und Physik auf die verschiedenen Ausprägungen dieser beiden Modalitäten der Einfachheit zurückgeführt, wobei die fundamentale Rolle der ganzen (und kleinen) Zahlen als der einfachsten Grundelemente einerseits der gesamten Mathematik, andererseits der (atomistischen) Physik hervortritt; letzten Endes wird diese Ganzzahligkeit der Physik als eine Art universalen Resonanz-Phänomens aufgefaßt, was im Zeitalter der Wellenmechanik ja sehr nahe liegt. Die im Prinzip der Einfachheit ausgesprochene Strukturverwandtschaft von Mathematik und Physik stellt dann die Begründung der besonderen Eignung der Mathematik zur Beschreibung der physikalischen Phänomene dar; das Prinzip selbst wird nicht eigentlich begründet, sondern durch Analyse der einschlägigen Gegebenheiten als verwirklicht nachgewiesen. — Das Buch beeindruckt wohl vor allem durch die profunde Sachkenntnis und umfassende Belesenheit des Verf. (der sich als Schiffbau-Ingenieur in praktischer Arbeit und akademischer Lehrtätigkeit in Frankreich einen Namen gemacht hat). Die Wissenschaftsphilosophie wird an seinen Hinweisen nicht vorübergehen können; vom naturphilosophischen Standpunkt aus könnte man vielleicht fragen, ob die Rhythmisierung und „Harmonisierung“ der Natur nicht manchmal etwas konstruiert anmutet. Büchel

P r o k o p, O., Wünschelrute, Erdstrahlen und Wissenschaft. 8^o (VIII u. 183 S., 39 Abb.) Stuttgart 1955, Enke. 7.60 DM; geb. 9.80 DM — Das Buch, von einer neunköpfigen Arbeitsgemeinschaft von Medizinerinnen, Physikern und Juristen verfaßt und von P. herausgegeben, will ausdrücklich „kämpfen“ gegen die Auffassung, daß durch die Wünschelrute Bodenschätze, Wasser, Erdstrahlen oder ähnliches nachgewiesen werden könnten oder daß den „Entstrahlungsgeräten“ eine objektive Wirksamkeit zukomme. Das Wünschelrutenproblem wird von der biologischen, physiologischen, psychologischen, parapsychologischen, physikalischen und juristischen Seite aus behandelt. Als physikalische Ursache der Rutenbewegung werden wohl eindeutig und endgültig kleine bewußte oder unbewußte Handbewegungen des Rutengängers nachgewiesen, die das beim Spannen der Rute hergestellte labile

Gleichgewicht der elastischen Kräfte zerstören. Weiterhin wird man dem Verf. zugeben müssen, daß jedenfalls in 98% der Fälle vor allem aus der „beruflichen“ Rutengängerei, Pendelerei usw. dem durch den Rutenausschlag angezeigten unbewußten Erregungszustand des Rutengängers keine außersubjektiven Ursachen zugrunde liegen. Ob bei der betont polemischen Einstellung des Buches nicht vielleicht doch ein kleiner Rest „echter“ Fälle unberücksichtigt blieb, möchte Ref. offenlassen. Die parapsychologische Seite des Rutenproblems veranlaßte die Verf. zur Wiederholung der von I. B. Rhine angestellten Versuche, durch statistische Auswertung der Trefferergebnisse beim Erraten von Spielkarten die Existenz einer „außersinnlichen Wahrnehmung“ nachzuweisen. Die von den Verf. angestellten Versuche hatten ein eindeutig negatives Ergebnis. (Ähnliches wird auch von Versuchen berichtet, die Erisman in Innsbruck anstellte.) Die Durchführung dieser langen Versuchsreihen stellt einen wertvollen Beitrag zur Klärung der Frage nach der „außersinnlichen Wahrnehmung“ dar. Weniger überzeugend dagegen wirkt der von Gubisch übernommene Versuch, das Auftreten der hohen Trefferdurchschnitte bei Rhine auf das Wegschicken ungeeigneter Teilnehmer, auf den Wechsel der Versuchsbedingungen, auf zu frühes Abbrechen der Versuche usw. zurückzuführen (92 ff.); denn wenn die erzielten Treffer rein zufallsbedingt sind, kann die durchschnittliche Trefferzahl durch derartige Maßnahmen solange nicht beeinflusst werden, als wirklich alle Versuchsergebnisse bei der Bildung des Durchschnitts herangezogen werden. Da nun Rhine z. B. ausdrücklich angibt, in dem zusammenfassenden Bericht von 1934 alle bis dahin angestellten Versuche, auch die mit ungeeigneten Versuchspersonen, angeführt und gewertet zu haben (Reichweite des menschlichen Geistes 57 f.), könnte, wenn diese Angabe zutrifft, der Wechsel der Versuchspersonen usw. beim Wirken bloßen Zufalls keine Erhöhung der durchschnittlichen Trefferzahl bewirkt haben. Es wird noch die Bemerkung Lindners angeführt, die erfolgreichen Versuchspersonen Rhines hätten lediglich eine normale intellektuelle Leistung vollbracht, welche jedoch mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht zu erfassen sei; bei dieser Auffassung würde sich die Frage erheben, warum denn die Versuchspersonen P.s diese Leistung nicht vollbrachten, sondern genau die Trefferzahlen erzielten, die der Wahrscheinlichkeitsrechnung entsprechen.

Büchel

Björkhem, J., Die verborgene Kraft. Aus dem Schwedischen übers. von W. Kautter. 80 (250 S.) Olten 1954, Walter. — Die sehr nüchtern und objektiv gehaltene Darstellung des Stockholmer Nervenarztes und Psychotherapeuten, der zudem über eine abgeschlossene protestantisch-theologische Fachausbildung verfügt, behandelt im 1. Teil die allgemeinen Probleme der Parapsychologie, im 2. Teil einige Ergebnisse eigener Versuche, durch Einschaltung der Hypnose klarere Einblicke in die Wesensart der parapsychologischen Phänomene zu gewinnen. Die Deutungsversuche sind sehr zurückhaltend, da nach Ansicht des Verf. noch keine wissenschaftliche Arbeitshypothese existiert, die gleichsam den Generalnenner für alle parapsychologischen Phänomene abgeben könnte; immerhin wird gezeigt, daß viele auf den ersten Blick verblüffende spiritistische Geisterbotschaften wohl nur als Sonderfälle des Psychometrie-Phänomens anzusehen sind. Die Heilungen in Lourdes werden im Zusammenhang anderer Wunderheilungen betrachtet und dadurch ihres apologetischen Wertes entkleidet; es wäre eine lohnende, wenn auch schwierige Aufgabe für die katholische Apologetik, bei Heilungen, die als gottgewirkte Wunder gelten sollen (z. B. bei Heiligsprechungen), nicht nur die Unerklärlichkeit vom Standpunkt der medizinischen Schulwissenschaft aus, sondern auch den Ausschluß einer parapsychologischen Erklärungsmöglichkeit nachzuweisen. Interessant ist die Mitteilung, daß das Auftreten telekinetischer Phänomene bei einem untersuchten Medium mit einer Senkung der Raumtemperatur verbunden war (229); wenn sich dieser Zusammenhang auch anderwärts feststellen ließe, könnte man vielleicht daran denken, daß die für die telekinetischen Phänomene erforderliche Energie durch Einwirkung eines steuernden Prinzips nach Art des Maxwellschen Dämons aus der Wärmebewegung entnommen würde — eine Auffassung, die im Hinblick auf die allgemeine steuernde und ordnende Tätigkeit des entelechialen Lebensprinzips naheläge, von B. aber nicht erwähnt wird.

Büchel

Thurston, H., S. J., Poltergeister. 8^o (288 S.) Luzern 1955, Räber. 12.— DM — T. stellt eine Reihe von Berichten über das Auftreten von Poltergeistern zusammen, denen gegenüber sich der Vorwurf unkritischer Berichterstattung kaum erheben läßt und bei denen andererseits so deutliche und bleibende physikalische Wirkungen auftreten, daß die Erklärung durch (Kollektiv-)Halluzination oder etwas Ähnliches wohl ausgeschlossen erscheint. Bei dem allergrößten Teil der Fälle handelt es sich um „personengebundenen“ Spuk, der fast ausschließlich an Jugendliche, vor allem Mädchen, in der Vorpubertäts- und Pubertätszeit geknüpft ist. Bezüglich der Deutung hält sich der Verf. selbst sehr zurück; der Herausgeber, der Schweizer (katholische) Theologe und Parapsychologe G. Frei, nimmt an, daß es sich um das Wirken von im Fegfeuer befindlichen Seelen Verstorbener handele, die sich der Vermittlung der „besonders starken odischen Kräfte der Pubertierenden“ (8) bedienen. Liegt dann aber nicht die „animistische“ Auffassung näher, daß es im unbewußten, vor allem vegetativen Seelischen der Pubertierenden verwurzelte Kräfte sind, die, durch die Pubertätskrise aus ihren normalen Bindungen gelöst, über die Materie des eigenen Leibes hinausgreifen? Mit dieser Auffassung würde gut übereinstimmen, daß, wie oft berichtet wird, Exorzismen, Weihwasser usw. keine Wirkung zeigten — ein nützlicher Hinweis für den Seelsorger, der in ähnlichen Fällen um Rat gefragt wird. Auch die offenbare Sinnlosigkeit des ganzen Geschehens spricht wohl eher für eine animistische Deutung als für das Wirken von Seelen Abgeschiedener. Die Annahme diabolischen Wirkens könnte die Bindung an pubertierende Jugendliche wohl kaum verständlich machen. B ü c h e l

Goetz, W., Naturwissenschaft und Evangelium. kl. 8^o (180 S.) Heidelberg 1954, Quelle u. Meyer. 5.80 DM — Eine Darstellung des Verhältnisses von Naturwissenschaft (einschl. Technik) und Glauben zueinander von positiv-gläubigem protestantischem Standpunkt aus. Die psychologische Bedeutung der Änderung des physikalischen Weltbilds wird gewürdigt, aber nicht übertrieben, der philosophiefeindliche Positivismus ausdrücklich abgelehnt. Auf biologischem Gebiet wird zugegeben, daß die Abwendung vom mechanistischen Denken „nur widerspruchsvoll, undeutlich und zögernd durchgeführt“ wurde (45); die Fragen der Entstehung des Lebens, der Entwicklungslehre, der Sonderstellung des Menschen werden in ansprechender, sachkundiger und philosophisch gediegener Weise behandelt. Auf theologischem Gebiet kommt es dem Verf. vor allem auf die Einordnung der biblischen Berichte in ihre großen heilsgeschichtlichen Zusammenhänge und Hintergründe an, die in tiefgründiger, lebendig gläubiger Weise geschieht. Exegetische Einzelfragen werden nur gelegentlich gestreift und dann sehr frei behandelt; die gnadenhafte Unsterblichkeit der Stammeltern wird als Verheißung ewigen Lebens nach dem natürlichen Tod verstanden (114). In der Wunderfrage wird der echte Wunderbegriff ohne Rückgriff auf den statistischen Charakter der Naturgesetze vertreten; das genaue Wie des Einwirkens des freien Willens auf die Materie bleibt auch angesichts einer gewissen „Spontaneität“, die dem Mikrophysikalischen zugebilligt wird, nach wie vor Geheimnis. — Eine durchwegs sehr sympathische Schrift.

B ü c h e l

Vogt, H., Das astronomische Weltbild der Gegenwart. 8^o (104 S.) Berlin 1955, Morus-Verlag. 5.80 DM; geb. 7.40 DM — Whittaker, E., Der Anfang und das Ende der Welt. Die Dogmen und die Naturgesetze, 8^o (115 S.) Stuttgart 1955, Günther. 5.— DM; geb. 6.50 DM — Jeans, J., Der Weltraum und seine Rätsel (List-Bücher, 53), kl. 8^o (150 S.) München 1955, List. 1.90 DM — Drei Schriften, die ihr besonderes Interesse durch die Behandlung der weltanschaulich bedeutsamen Momente im modernen physikalischen Weltbild gewinnen. Das Buch von Vogt wird in der Verlagsanzeige als Hilfsmittel für die Auseinandersetzung mit dem ostzonalen Propagandawerk „Weltall, Erde, Mensch“ empfohlen (durchaus zu Recht); es legt dementsprechend besonderen Wert auf die Herausarbeitung der räumlichen und zeitlichen Endlichkeit des Kosmos. Ähnlich die Vorträge von Whittaker; sie berücksichtigen außerdem auch die philosophiegeschichtliche Entwicklung der Auffassungen von Wesen und Herkunft der materiellen Wirklichkeit. Dabei berührt besonders angenehm, daß hier ein Naturwissenschaftler von Ruf im wesent-

lichen die gleichen Thesen über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion vorlegt, wie sie die katholische Apologetik seit je vertreten hat. So wird die Bedeutung der Veränderungen im physikalischen Weltbild sehr maßvoll beurteilt: „Der Einfluß der Naturwissenschaft auf die Religion ist nicht logischer, sondern psychologischer Art“ (9). Ein sachlicher Zusammenhang zwischen dem physikalischen Determinismus-Problem und dem der Willensfreiheit wird ausdrücklich abgelehnt (93 ff.). Im Interesse der apologetischen Exaktheit würde man vielleicht nur noch wünschen, daß bei V. und W. etwas deutlicher zum Ausdruck käme: Wenn uns die Zurückverfolgung des kosmischen Geschehensablaufes zu einem Anfang des Naturgeschehens in seiner heutigen Form führt, so haben wir zwar keinerlei positiven Grund, dieses Urstadium des Kosmos etwa als Endergebnis einer vorübergehenden Entwicklungsphase anzusehen, und in diesem Sinne ist es in der Tat einfacher, eine Schöpfung *ex nihilo* anzunehmen (W. 89); aber von einem eigentlichen strengen Beweis eines zeitlichen Anfangs der Materie schlechthin (der z. B. die exakte Unmöglichkeit eines pulsierenden Universums etwa nach R. C. Tolman zeigen müßte) kann doch wohl nicht gesprochen werden. — Die neue Auflage des Buches von *Jeans*, dessen Stärke die plastische und eindrucksvolle Darstellung eines so spröden Stoffes wie Atomphysik und Relativitätstheorie ausmacht, kommt einem echten Bedürfnis entgegen, da die Übersetzung von 1931 schon lange vergriffen war. An dem Text der damaligen Übersetzung wurden „in selbstverständlicher Ehrfurcht vor dem (verstorbenen) Autor“ keine Änderungen vorgenommen; immerhin wäre es wünschenswert gewesen, wenigstens anmerkung- oder anhangsweise darauf hinzuweisen, daß z. B. die Darstellung der Energieerzeugung in den Sternen und die damit zusammenhängenden Altersberechnungen (72—77) heute zum guten Teil überholt sind. Der philosophische Hintergrund der ganzen Darstellung tendiert zu einem gewissen Idealismus, der seinen Niederschlag in den oft zitierten Sätzen findet: „Das Weltall sieht allmählich mehr wie ein großer Gedanke als wie eine große Maschine aus. Der Geist erscheint im Reich der Materie nicht mehr als ein zufälliger Eindringling; wir beginnen zu ahnen, daß wir ihn eher als den Schöpfer und Beherrscher des Reiches der Materie begrüßen sollten — natürlich nicht unseren individuellen Geist, sondern den Geist, in dem die Atome, aus denen unser individueller Geist entstanden ist, als Gedanken existieren“ (145). Der Leser, der sich zur apologetischen Auswertung dieser Sätze angeregt fühlt, möge beachten, daß J. diese Auffassung ausdrücklich nur als augenblickliche Strömung des naturwissenschaftlichen Denkens bezeichnet und mit dem Satz schließt: „... so daß wir am Ende wohl kaum sagen können, die heutige Wissenschaft vermöge eine neue große Botschaft zu verkünden; eher sollten wir vielleicht sagen, daß die Wissenschaft sich überhaupt jeder Voraussage enthalten sollte“ (146); außerdem ist der zugrundeliegende Idealismus vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus zumindest sehr problematisch, wie auch W. (35) hervorhebt. B ü c h e l

Heberer, G. (Herausgeber), Die Evolution der Organismen. Ergebnisse und Probleme der Abstammungslehre. 2., erweiterte Aufl., 4. Lieferung. gr. 8^o (S. 713 bis 856) Stuttgart 1955, Fischer. 11.70 DM; Subskr. 9.90 DM — Wir verweisen auf die Besprechung der 1.—3. Lieferung dieses Sammelwerkes in Schol 30 (1955) 249—253. Die jetzt vorliegende 4. Lieferung setzt das Thema der 3. Lieferung (Kausalität der Phylogenie) durch zwei große Beiträge über Nutzpflanzen und Domestikationserscheinungen beim Tier fort. *Fr. Schwanitz* (Hamburg) behandelt „die Entstehung der Nutzpflanzen als Modell für die Evolution der gesamten Pflanzenwelt“ (713—800). Die Züchtung der Pflanzen ist „eine Evolution, die vom Willen des Menschen gelenkt wird“ (Vavilov). Der Übergang von der Wildform zur Nutzpflanze, d. h. die Herausbildung der Nutzpflanzenmerkmale gibt uns Gelegenheit, wichtige Grundprobleme der Evolution zu studieren. Zuerst bespricht Sch. die Abstammung der Nutzpflanzen von Wildarten. Schon De Candolle hat in seinem klassischen Werk „*Origine des plantes cultivées*“ auf Grund morphologischer Merkmale die Wildarten zu ermitteln versucht. Genetische Studien haben heute diese älteren Untersuchungen weitgehend gesichert. Wildpflanzen und Kulturpflanzen unterscheiden sich vor allem in der Größe der genutzten Organe. Auffällige Beispiele: die Ähren unserer Kulturgetreide, die Früchte der Tomaten und

verschiedener Obstarten, die Wurzelgemüse, die Blüten der Zierpflanzen usw. Meist wird jedoch die ganze Pflanze von der Tendenz zur Vergrößerung betroffen („Gigascharakter“); diese beruht gewöhnlich auf der erblichen Vergrößerung des Zellvolumens. Weiterhin bemerken wir bei Kulturpflanzen: Verlust von mechanischen Schutzmitteln (Dornen, Stacheln usw.), Veränderungen im Entwicklungsrhythmus und als besonders auffällig Verlust der natürlichen Verbreitungsmittel. Ein großes Kap. widmet der Verf. der Untersuchung der genetischen Grundlagen. Sehr interessant ist eine Gruppe von sekundären Kulturpflanzen, die als Unkrauter unter primären Kulturpflanzen allmählich Kulturpflanzenmerkmale erworben haben. Das klassische Beispiel ist der Roggen, der als Weizenunkraut an den Grenzgebieten der Weizenkultur dem Weizen überlegen ist und sich hier zur selbständigen Kulturpflanze mit großem Anbaubereich entwickelt hat. Eine kurze Kennzeichnung der Entwicklungsstufen der Pflanzenzüchtung und ein Ausblick auf künftige Ziele und Möglichkeiten beschließen den außerordentlich inhaltsreichen Beitrag. — Nicht weniger instruktiv ist der Beitrag von *W. Herre* (Kiel) über „Domestikation und Stammesgeschichte“ (801—856), der „das großartigste biologische Experiment des Menschen“ bei der Haustierentstehung schildert. Die Wandlungen von der Wildart zum Haustier sind vielseitig und tiefgreifend und für die wissenschaftliche Erklärung heute noch voller Probleme. Im Werdegang unserer Haustiere zeigt sich eine gewisse Periodizität im Entwicklungstempo und in der Entwicklungsweise: vom frühen Neolithikum bis zum Ausgang des Mittelalters tritt kaum ein Wandel ein und erst mit Beginn der Neuzeit zeigt sich eine oft stürmische Umgestaltung. An einem instruktiven Material zeigt dann der Verf. die verschiedenen Veränderungen auf. Am bemerkenswertesten sind die Wandlungen im Hirn. Das Hirngewicht erfährt in der Domestikation „eine gewaltige Abnahme“ (812), die bis 30% betragen kann. Klatt (1921) stellte eine Abnahme der Projektionszentren und eine sekundäre Zunahme der Assoziationszentren fest, was sich wohl mit dem Ausfall oder der Minderentwicklung komplexer Verhaltensweisen in der Domestikation in Zusammenhang bringen läßt. Interessant sind auch die psychologischen Folgen der Domestikation. Die Frage nach der Kausalität des Geschehens ist nicht leicht zu beantworten. Die mannigfachen Kreuzungen scheinen nach dem Urteil des Verf. für die Evolution eine geringe Rolle zu spielen. Haustiermerkmale müssen deshalb auf andere Ursachen zurückgeführt werden. Zu berücksichtigten sind die Mutationen, deren Häufigkeit und Ausrichtung ausführlich besprochen werden. Es ist das Verdienst des überaus kenntnisreichen und weitblickenden Verf., in seiner Studie auf zahlreiche Tatsachen hingewiesen zu haben, die sich dem Verständnis unserer heutigen Anschauungen noch weitgehend entziehen. Die Evolutionsforschung kann durch solche kritische Haltung nur neue Impulse empfangen.

H a a s

v. Bertalanffy, L., Biophysik des Fließgleichgewichtes. 8^o (56 S. 4 Abb.) Braunschweig 1953, Vieweg. 4.80 DM — Diese von *W. H. Westfahl* aus dem Englischen übersetzte Schrift will in die vom Verf. schon vor mehr als 20 Jahren entworfene Theorie offener Systeme und des Fließgleichgewichtes einführen. Besonders in den letzten Jahren wurde dieser Theorie immer mehr Beachtung geschenkt, weil sie einerseits betont antimechanistisch sein will, andererseits aber — wie es im Vorwort des Übersetzers heißt — ihr zufolge „Vorstellungen von der Art des Vitalismus und die Annahme einer außerphysikalischen, dem lebenden Organismus eigentümlichen Lebenskraft (Entelechie) durchaus entbehrt werden können“. Betrachtet man den Organismus als physikalisches System, so entspricht er tatsächlich keineswegs den Systemen und Gleichgewichten, wie sie in der konventionellen Kinetik und Thermodynamik behandelt werden. Besonders die außerordentlich wichtige Tatsache des Stoffwechsels erweist ihn als ein offenes System, das in einem ständigen Wechsel sich als Ganzes erhält. „Der Organismus ähnelt eher einer Flamme als einem Kristall oder Atom“ (1). Die Theorie offener Systeme soll nun dieses „Fließgleichgewicht“ im Organismus in ähnlicher Weise erfassen, wie in der konventionellen physikalischen Chemie die Gleichgewichte in geschlossenen Systemen. Der Verf. sucht aufzuzeigen, „daß die Theorie solcher Systeme zu grundsätzlich neuen Prinzipien, zur Ableitung fundamentaler Eigenschaften lebender Systeme und zu quantitativen Gesetzen für biologische Phäno-

mene führt“ (3). Besonderen Nachdruck erhielten die Forschungen des Verf. durch die moderne Isotopentechnik, die uns zeigte, daß sich die Ab- und Aufbauprozesse im Organismus viel rascher vollziehen als bisher angenommen wurde und daß der Organismus nicht nur als Ganzes, sondern auch seine einzelnen Gewebe und Zellen wahrscheinlich bis hinunter zu den Chromosomen sich in diesem „Fluß“ befinden. Wie weit die neue Theorie diese Prozesse erfassen konnte, zeigen die nachfolgenden Kapitel: Allgemeine Gleichungen der offenen Systeme, der Energiebedarf für die Aufrechterhaltung des Fließgleichgewichtes, die hierarchische Ordnung des Stoffwechsels, Äquifinalität, Homöostasis und Rückkoppelung, Thermodynamik offener Systeme. Sosehr man dem Verf. beipflichten muß, daß zur physikalischen Erfassung biologischer Phänomene eine Erweiterung der physikalischen Theorie auf offene Systeme notwendig ist, so kann man dem Verf. doch nicht folgen, wenn er glaubt, damit das Grundanliegen eines kritischen Vitalismus aus der Welt schaffen zu können. Der letztere ist eine naturphilosophische Lehre, die Theorie offener Systeme ist bis jetzt eine Phänomenbeschreibung mit mathematischen Mitteln geblieben. H a a s

Fischel, W., Methoden der tierpsychologischen Forschung nebst Anleitung zu einem tierpsychologischen Praktikum. gr. 8^o (184 S., 32 Abb.), Bonn 1953, Bouvier. 15.—DM — Ders., Kleine Tierseelenkunde (Sammlung Dalp, 302). kl. 8^o (125 S., 4 Taf.), München 1954, Lehnen. 2.80 DM — Hornstein-Gramont, M., Was spricht der Hund? 8^o (199 S.), Stuttgart 1954, Klett. 11.50 DM — Das erstgenannte Buch von *Fischel* bietet eine gedrängte Einführung in die Untersuchungsweisen der modernen Tierpsychologie und vermittelt gleichzeitig damit ihre wichtigsten Ergebnisse. Besonders da, wo die Tierpsychologie im Unterricht eine Rolle spielt, wird der Lehrer das kleine Werk als ein willkommenes Praktikum der Tierpsychologie dankbar begrüßen. Nach einer Einführung in die methodischen Grundlagen tierpsychologischer Forschung und nach Darlegung der Grundregeln für das Beobachten von Tieren werden Einzelversuche mit wirbellosen Tieren (Regenwürmern, Schnecken, Krebsen, Spinnen, Insekten) und dann mit Wirbeltieren (Fischen, Amphibien, Reptilien, Vögeln, Säugetieren mit besonderer Berücksichtigung von Hund und Affe) vorgeführt, wobei immer die entsprechenden Probleme erörtert werden. In dem leider etwas kurz geratenen Schlußkapitel über das tierpsychologische Praktikum offenbart sich die große Erfahrung des bedeutenden Forschers und Lehrers der Tierseelenkunde. — Die „Kleine Tierseelenkunde“ des gleichen Verf. verfolgt ein anderes Ziel. Sie wendet sich an Spezialisten und an die große Zahl derer, die sich für Tierpsychologie interessieren. Die niederen Tiere sind kurz behandelt und von den Forschungsmethoden nur die wichtigsten erwähnt. Die Diskussion über Instinkt und Intelligenz der Tiere ist in den Vordergrund gerückt. F. sucht hiermit eine Verbindung herzustellen zwischen seinen eigenen Forschungen und den Ergebnissen der Untersuchungen von K. Lorenz einerseits und den tiefenpsychologischen Gedankengängen von C. G. Jung andererseits. Die behandelten Hauptthemen sind: die Instinkte der Tiere, das Gedächtnis der höheren Tiere, das Erlernen von Verhaltensformen, Intelligenz und Verstand bei Tieren, die Einsicht. Man muß beachten, daß Verf. nicht den scholastischen Intelligenzbegriff gebraucht, sondern den der modernen Tierpsychologie: „Intelligenz ist der Leistungsgrad, der auf dem Zusammenwirken aller aus der Erfahrung stammenden seelischen Inhalte beruht“ (79). In dieser Fassung kommt Intelligenz auch dem Tiere zu. Noch mehr weichen die Auffassungen über Verstand und Einsicht von der alten Terminologie ab. — Das Buch von *Hornstein-Gramont* behandelt ein oft wenig beachtetes, aber darum nicht weniger interessantes und bedeutungsvolles Thema der Psychologie: die Beziehung zwischen dem Menschen und seinem tierischen Pfleger. Diese vielfach unbewußten Beziehungen werden nicht in lehrhafter Weise herausgestellt und analysiert, sondern in mehreren Einzelberichten, Erfahrungen erlebnishaft dargestellt. Was hier in acht Geschichten von den leidvollen oder beglückenden Erfahrungen der Menschen mit ihrem Hund berichtet wird, hat nicht nur Bedeutung für den Tierfreund, sondern ist irgendwie auch von naturphilosophischem Belang: Wer nämlich glaubt, daß uns das Fremdseelische eines Hundes z. B. so ganz und gar

verschlossen sei, so daß wir keinerlei Einblick in diese Welt tun könnten, der lese dieses Buch, um eines andern belehrt zu werden. Auch die Pädagogik wird an dem Modellfall „Mensch (Herr) und Hund“ Wichtiges ablesen können. Eine Grunderfahrung geht durch alle diese lehrreichen Studien der Verfasserin hindurch: Jede echte Einflußnahme des Menschen auf ein Geschöpf geht über das Vertrauen.

H a a s

Rohracher, H., Die Arbeitsweise des Gehirns und die psychischen Vorgänge. 3. Aufl. gr. 8^o (VIII u. 173 S.) München 1953, Barth. 18.— DM — Das vom Verf. 1939 veröffentlichte Buch „Die Vorgänge im Gehirn und das geistige Leben“, dessen 3. Aufl. den obigen, neuen Titel trägt und das eine Verbindung psychologischer Tatsachenergebnisse mit physiologischen und klinischen Untersuchungen anstrebt, wurde in seiner 2. Aufl. (1948) ausführlich in Schol 20—24 (1949) 460 f. besprochen. In der 3. Aufl. ist die Theorie des Gedächtnisses weiter ausgebaut und „durch eine Theorie des Denkens ergänzt, die auch das Problem der Intelligenz behandelt. Vollkommen neu ist die ‚Theorie des sogenannten Unbewußten‘, die eine Revision des psychoanalytischen Konzepts vorschlägt, sowie der Versuch, die zerebralen Grundlagen der Persönlichkeit wenigstens skizzenhaft aus klinischen und physiologischen Feststellungen zu entwickeln“ (Vorwort). — Trotz häufiger Verwahrungen gegen den Vorwurf, daß Verf. psychisches Geschehen mit Hirnprozessen gleichsetzt, hat sich auch in der neuen Aufl. an der grundsätzlich positivistischen Haltung nichts geändert. Damit bleibt selbstverständlich die reiche Tatsachenentfaltung, die geboten wird, durchaus in ihrem wissenschaftlichen Wert unberührt. Aber es geht letztlich um Anerkennung oder Ablehnung der gerade in den psycho-physischen Tatsachenkomplexen sich offenbarenden und zugrundeliegenden Wesensstrukturen, die vielfach einfach als „Spekulationen“ oder „gefühlsmäßige Einstellungen“ abgetan werden. Ferner begegnet uns an zahlreichen Stellen immer wieder die Gleichsetzung von Abhängigkeit als Bedingung (conditio) oder instrumentaler Voraussetzung und eigentlicher Ursache (causa), so daß dann schließlich Aussagen entstehen wie „der Geist, der aus Ganglienzellen entspringt . . .“ (22). — R. entwickelt eine Theorie der „spezifischen Erregungen“ (mentale, submentale, sensorische, motorische und vegetative Erregungsprozesse), die sich folgendermaßen kurz formulieren läßt: Konstanz der Leitungen bei Varianz der Erregungen, wobei sich die Erregungen gegenseitig modifizieren (55). Woher kommt aber das Ordnungsprinzip im Zusammenspiel der Erregungen? Hier schlägt der Verf. eine Lösung vor, welche gerade die diese Vorgänge charakterisierende Spontaneität völlig außer Funktion setzt: die Erregungskomponenten sollen sich selber regulieren, indem sie (irgendwie summativ gedacht) zu einer neuen Erregungskonstellation zusammenfließen (Modellvorstellungen aus physikalischen Vorgängen). Die hier ignorierten Ergebnisse der modernen neurophysiologischen Verhaltensforschung hätten wesentlich neue Gesichtspunkte zum diskutierten Problem beitragen können. Bereits die Instinkthandlung ist bedeutend mehr als die Summe sich modifizierender Erregungskomponenten, obwohl die Reize selbst (nach der Reizsummenregel) additiv im Zentrum zusammenfließen. Die Antwort des Zentrums aber ist nicht nur eine sich aus der neuen Erregungskonstellation ergebende, damit also rein passive „Re-Aktion“, sondern eine angeboren-artgeprägte, spontane Leistung der Zentren, die letztlich als zugrundeliegende Wesensstruktur ein die Erregungen spezifisch ordnendes „Artprinzip“ notwendigerweise fordert. Die gleiche unrichtige, keineswegs von den Tatsachen geforderte Auffassung des Verf. zeigt sich in klarer Weise in seiner Denkhypothese, nach der „die Gesetze der Logik in Wahrheit Gesetze des zerebralen Erregungsgeschehens sind“ (85). Damit wird ganz allgemein das Psychische „zu einer passiven Erscheinung, die selbst keine Wirkungen ausübt“ (161). So wird R. aber nicht einmal einfachen Ergebnissen der Tierpsychologie gerecht.

H a a s

Poortman, J. J., *Ochëma*. Geschiedenis en zin van het hylich Pluralisme, 1. Bd. 8^o (179 S.) Assen 1954, Van Gorcum. 8.25 Fl. — Das Wort *ὄχημα*, das der Verf. aus praktischen Gründen als Obertitel für sein Buch gewählt hat, bezeichnet in der neuplatonischen Philosophie ein materiell aufzufassendes Fahrzeug der nicht-

materiellen Seele. Die wirklichen Probleme des Buches werden aber zutreffend mit dem Untertitel angegeben. Sie könnten auch, weniger adäquat, durch den Ausdruck „het zogenaamde dualistisch materialisme“ (25) bezeichnet werden. Im 1., einleitenden Teil dieses Werkes (17—83) gibt der Verf. einen Überblick über die Lehren des monistischen und dualistischen Materialismus, über die Auffassungen von Pnuma und über verschiedene metaphysische Gedankengänge zu dem Problem Materie und Geist, soweit diese Gedankengänge das Verhältnis von Leib und Seele betreffen. Der 2. Teil, der auch noch in den 2. Bd. hineinreicht, behandelt die Geschichte des hylischen Pluralismus bis in die neueste Zeit. Im vorliegenden Bd. geht der Verf. den Spuren des hylischen Pluralismus nach, soweit sie sich in den Mythen und auch religiösen Gebräuchen der Naturvölker (89—126) oder einer Reihe alter, mehr oder weniger primitiver Kulturen (126—148) finden, so im alten Ägypten und Persien, bei den Germanen und Kelten. Eine ausführliche Synopsis in englischer Sprache (163—173) und ein gutes Sachregister erleichtern das Studium dieses Buches, dessen Weiterführung wir mit Interesse entgehen sehen.

G i l e n

Sciacca, M. F. (Herausgeber), *L'anima*. gr. 8^o (379 S.) Brescia 1954, Morcelliana. 1500.— L — Strasser, St., *Seele und Beseeltes. Phänomenologische Untersuchungen über das Problem der Seele in der metaphysischen und empirischen Psychologie*. 8^o (253 S.) Wien 1955, Deuticke. 16.— DM — In dem von Sciacca angeregten und herausgegebenen Bande ist eine Reihe von Untersuchungen vereinigt, die sich in bewußtem Unterschiede zu empirischen Arbeiten mit den philosophischen und teilweise auch theologischen Problemen der Seelenlehre befassen. Dabei kam es dem Herausgeber vor allem auf eine geschichtliche Darstellung des Seelenbegriffes an. In diesem Rahmen stehen die Beiträge von G. Faggin, *L'anima nel pensiero classico antico* (29—69); C. Fabro, *L'anima nell'età patristica e medievale* (71—105); St. Lator S. J., *L'anima nel mondo musulmano* (107—132); S. Caramella, *L'anima nell'Umanesimo e nel Rinascimento*; A. Guzzo und Fr. Barone, *Il concetto di anima da Cartesio a Hegel* (171—233); in etwa auch A. Stocker, *L'anima nelle dottrine psicologiche contemporanee* (293—329). Wer sich mit der Geschichte des Seelenbegriffes beschäftigt, wird besonders auch die Literaturangaben zu den einzelnen Abhandlungen dankbar begrüßen. Dabei ist vor allem auf die Arbeit von Caramella über den Begriff der Seele in der Zeit des Humanismus und der Renaissance zu verweisen. An einigen Stellen scheint der aristotelische Gedanke des Hylemorphismus mit seinen Folgerungen für die ontologische Eigenart der Seele nicht genau wiedergegeben zu werden. So wenn es bei Faggin heißt, daß die Seele nicht Substanz sondern Funktion sei (52), oder wenn Fabro die bekannte Definition der Seele als Entelechie (*De an.* 412a 27) dahin deutet, daß Aristoteles die Seele auf das Sein einer Qualität des Körpers reduziere (73). Interessant ist in diesen Zusammenhängen auch die Theorie der ‚struttura untrinitaria‘ des Menschen, die Stocker in Kürze vorträgt (326—328), ohne sie allerdings in diesem beschränkten Rahmen genügend begründen zu können: Neben Materie und Form muß im Menschen noch ein drittes Seinskonstitutivum angenommen werden, seine Geistseele, die als eine Art *vinculum substantiale* (327) angesehen werden müßte. Wie weit der Verf. sich hier mit Recht auf Suarez berufen kann, müßte in genaueren Untersuchungen geklärt werden. Es wird auch nicht recht durchsichtig, ob die Begriffe von *forma physica* und *metaphysica* genügend auseinandergehalten werden, die sich bei Suarez und der neueren Scholastik auf verschiedene Seinsebenen beziehen. — Mehr systematischen Charakter tragen die Artikel von C. Casella, *L'anima alla luce della metafisica* (263—292); E. Balducci, *L'anima e l'esperienza religiosa* (235—261); M. F. Sciacca, *Morte ed immortalità personale* (331 bis 374). Sciacca steht den Beweisen für die Unsterblichkeit kritisch gegenüber. Wirkliche und selbständige Geltung behält nur der metaphysische Beweis, der auf der geistigen Wesenheit der Menschenseele beruht. — Das Werk von Strasser ist die deutsche Übersetzung und auch teilweise Neubearbeitung seines 1953 erschienenen Buches: *Le Probleme de l'Ame*. Eine Reihe von Fragen metaphysischer und wissenschaftstheoretischer Art, die das Werk von Sciacca behandelt oder doch kurz berührt, wird bei St. Gegenstand einer gründlichen und eingehenden Unter-

suchung. Für die Einzelheiten sei auf die Besprechung in Schol 30 (1955) 145 verwiesen.

Gilen

Keller, W., Psychologie und Philosophie des Wollens. 8^o (348 S.) München/Basel 1954, Reinhardt. 16.— DM — Gegenüber einer experimentellen Willensforschung macht der Verf. große Vorbehalte. Er meint, daß die Instruktion, die einer solchen Untersuchung vorausgehen muß, gerade das Wesentliche des Wollens notwendig verkürzt, nämlich seine Selbständigkeit (41 233). Erst an der Grenze der empirischen Forschung trete dieses entscheidende Moment des Wollens auf. Eine empirisch aufgefaßte Psychologie des Willens setzt außerdem in allen ihren Untersuchungen schon einen Vorbegriff des Wollens voraus, der nur in philosophischen Analysen geklärt werden kann. Diesem Vorbegriff des Wollens und seiner Klärung ist der 1. Teil des Buches gewidmet (49—134). Den Ansatz für seine eindringlichen und immer wieder neu anhebenden Analysen findet der Verf. in dem Verhältnis von Wollen und Freiheit (49—61). Den Begriff der Freiheit als solcher kann die Erfahrung uns nicht bieten (51), er muß in einer anderen Methodik, in kritisch analytischer Bemühung, gewonnen und in den metaphysischen Bereichen des Daseins und des Seins im ganzen begründet werden. Die Wirklichkeit von Freiheit wird nach K. durch das Freiheitsbewußtsein bezeugt, aber nicht durch dessen innere Evidenz, sondern durch die Existenz dieses Erlebens, die reale Freiheit zur ontologischen Voraussetzung hat (51 f.). Vielleicht hätte der Verf. diesen interessanten Gedanken noch weiter entfalten können. Denn auch er wird sicher nicht annehmen, daß jedes intentionale bestimmte Bewußtseinsphänomen das in ihm Gemeinte bereits ontologisch voraussetze. — Der eigentliche Kern des Wollens, der Wollenssetzung, ist die Entscheidung (Freiheit und Entscheidung, 103—116). Sie gründet in Motiven, die aber keineswegs als determinierende Ursachen angesehen werden dürfen (Freiheit des Wollens und Ursächlichkeit, 116—130). Vielmehr setzen die realen Motive schon Entscheidung voraus und begründen sie gleichzeitig (Freiheit und Motivation, 83—103). — Im 2. Teil des Buches bietet K. eine Analytik der Tatsachen (135—292). Er untersucht dabei die ursächlichen Vorbedingungen des Wollens, den Wollensakt selber als Wesenskern des Wollens (202—252), die Wollensausführung. Als ursächliche Vorbedingung des Wollens sind die Antriebe zu nennen. Diese glaubt der Verf. auf vier Grundkategorien zurückführen zu können (164 bis 174). Dabei ist als letzte und übergreifende Grundtendenz menschlichen Strebens der Drang nach werthafter Erfüllung menschlicher Existenz anzusehen. — Der 3. Teil ist einer Ontologie des Wollens gewidmet (293—345). Dabei bestimmt der Verf. das Wollen aus der ontologischen Eigenart menschlichen Seins und aus dessen Stellung im Reich des Seins überhaupt. — Das Werk K.s dürfte zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören, die in den beiden letzten Jahrzehnten über das menschliche Wollen geschrieben worden sind. Es könnte auch die empirische Willensforschung anregen zu neuen Untersuchungen und zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Meinung des Verf. über Vorbedingungen und Grenzen der experimentellen Arbeiten.

Gilen

Daim, W., Tiefenpsychologie und Erlösung. gr. 8^o (360 S.) Wien 1954, Herold. 19.80 DM — In diesem bemerkenswerten Buche geht es nicht um den Begriff der Erlösung, wie er in einer religionspsychologischen oder gar in einer theologischen Abhandlung genommen würde. Das wird schon daraus deutlich, daß man als Thema des Buches auch die Fixierung bezeichnen könnte (13), näherhin die Fixierung des neurotischen Menschen an ein falsches Absolutes (54), dem der Charakter der Götzhaftigkeit und auch des Satanischen zukommt (68—75). Weil der Begriff der Erlösung anders gefaßt wird, muß auch die Erlösungsbedürftigkeit anders gedeutet werden als in einer an der Offenbarung orientierten Theologie (die übrigens weder mit der Scholastik als solcher noch mit der Lehre Thomas von Aquins identisch ist, vgl. Anm. 5). Im 1. Teil seines Buches gibt der Verf. drei Erklärungen des Erlösungsbedürfnisses (27—221); sodann wird der psychoanalytische Prozeß als ein Teilerlösungsprozeß beschrieben (222—296); im 3. Teil wird die Stellung dieser Teilerlösung innerhalb der Totalerlösung erörtert (299—317). Die erste Deutung des Erlösungsbedürfnisses ist phänomenologisch gedacht. Sie geht aus vom

Wortsinn und greift dann über zu anderen Wortbildungen, die manchmal mehr assoziativ als etymologisch mit der Formulierung des „Erlösungsbedürfnisses“ zusammenhängen. Fruchtbar wäre es gewesen, wenn der Verf. sich hier mehr an die wissenschaftlich unterbaute Etymologie gehalten und neben der deutschen auch die lateinische und die griechische Sprache des Neuen Testaments herangezogen hätte. Mißverständlich erscheint der Ausdruck des „Wodurch des Erlösungsbedürfnisses“ (61—66 208—221). Denn es handelt sich nicht um die Aufhellung von Entstehungsbedingungen des Erlösungsbedürfnisses, sondern um den Erlöser (Person oder Sachverhalt), der dieses Bedürfnis erfüllen oder beheben kann. Bei einer Neuauflage sollte die sprachliche Seite, vor allem des 1. Teiles, einer Überarbeitung und Klärung unterzogen werden (vgl. etwa die Seiten 40 f.). — Bei der 2. und 3. Deutung des Erlösungsbedürfnisses (36—66 67—215) wird nicht ganz klar, nach welchem methodischen Gesichtspunkt sie geboten werden. In beiden Deutungen werden die sog. „Existentialien des Erlösungsbedürfnisses“, das Wovon, das Was, das Woraufhin, das Bevor und das Wodurch des Erlösungsbedürfnisses näher untersucht. Dabei fällt auf, daß die phänomenologische Erarbeitung nur vier Aspekte oder Konstituentien (35) des Erlösungsbedürfnisses aufgewiesen hat. — Am besten ist dem Verf. wohl der 2. Teil seines Werkes gelungen, in dem reiche psychotherapeutische Erfahrung und denkerisches Bemühen sich in beachtlicher Weise ergänzen. Die Überschrift des 3. Teiles kehrt wörtlich am Kopf des 2. Unterabschnittes wieder. Ob diese äußerliche Unebenheit nicht ein Zeichen dafür ist, daß die innere Bewältigung der allerdings schwierigen Problematik nicht ganz gelungen ist? So muß man es bezweifeln, ob aus der neurotischen Not eines Menschen auf die Göttlichkeit dessen geschlossen werden kann, der aus ihr (in annehmbarer, nicht notwendig endgültiger Form) zu befreien vermag (Die Göttlichkeit des Erlösers, 213—215). Was der Verf. über die auf Christus als Gottmenschen hin orientierte „archetypische Bedürftigkeit der Menschennatur“ sagt (Der Erlöser — Christus, 308—312), berührt sich vielleicht in mehr als einer Beziehung mit den Konvenienzgründen, die Thomas von Aquin für die Menschwerdung Christi anführt. Aber die hier vorliegenden Analogien müßten doch noch genauer herausgearbeitet und kritisch reduziert werden. Sonst besteht die vom Verf. wohl nicht immer gemiedene Gefahr, daß aus mehr emotional zu fassenden Symbolen streng gemeinte Deduktionen werden, die vielleicht doch an der Sache vorbeigleiten.

Gilen

Weitbrecht H. J., Kritik der Psychosomatik. Mit einem Geleitwort von K. Schneider. 80 (VIII u. 114 S.) Stuttgart 1955, Thieme. 12.— DM — In der von K. Schneider als die „erste umfassende und tiefgehende Kritik aus psychiatrischem Lager“ bezeichneten Studie umreißt der Verf. nach einleitenden Betrachtungen über den Begriff der psychosomatischen Medizin die Struktur der Neurose, und über die Wandlungen der klassischen Psychoanalyse die Problemkreise: Forschen und Glauben in der Psychosomatik (Ps. S.); Einzelergebnisse psychosomatischer Forschung; „Endogenität“ in der psychiatrischen Krankheitslehre; das Verhältnis von Arzt und Patient; die Begriffe „geistig“ und „seelisch“ in der psychiatrischen Krankheitslehre. — Der Verf. stellt fest, daß in der Ps. S. eine im „Ansatz des Fragens nach der Reichweite der Psychogenese sehr vielversprechende Forschungsmethode da und dort in Gefahr geraten ist, durch voreilige Systembildungen und durch ungenügende Beachtung der Grenzen zwischen wissenschaftlichem psychologisch-anthropologischem Fragen und metaphysischem Sinndeuten zu Weltanschauung und Religionersatz zu werden“ (53). Die klassische Psychiatrie werde dabei in Wesentlichem verkannt: „Bei manchen Psychosomatikern spukt ein seltsames Zerrbild von ‚Schulpsychiatrie‘, die als eine Art von kausalistisch-mechanistischer Reflexologie dargestellt wird, die keinen Raum für die eigentliche Seele ‚biete‘“ (79). Unbestritten soll das Verdienst der Ps. S. bleiben, die oft vergessene Blickrichtung auf den kranken Menschen in der Einmaligkeit seiner Person betont zu haben (4 f.); auch habe die Ps. S. bedeutsame Ergebnisse gezeitigt, die die seelische Seite und das individuelle Moment in der Pathogenese erhellen. Eine grundsätzliche Psychogenese der somatischen Krankheiten werde jedoch den Phänomenen nicht gerecht. Auch sei die einseitige Bindung der Ps. S. an die Tiefenpsychologie (vor allem im Sinne Freuds) abzulehnen (5). Der Versuch, eine medizinische An-

thropologie von der Neurosenlehre her zu entwerfen, könne sich nicht als fruchtbar erweisen (109). Ps. S. sei als solche nicht sosehr als „neue Medizin“ denn als „gesichtspunktreiche partikuläre Forschungsrichtung“ zu entwickeln und könne einer tragfähigen philosophischen Grundlegung nicht entraten (110). Unter diesen Voraussetzungen anerkennt der Verf. voll den Wert einer tiefenpsychologischen Ausbildung für die angehenden Ärzte; er bedauert, daß medizinische Psychologie und allgemeine Psychopathologie an manchen Universitäten „ein Aschenbrödel-dasein“ fristen (3). — Die medizinischen Probleme der vorliegenden Untersuchung, die eine weitgespannte Auseinandersetzung mit den einzelnen Autoren und Schulen darstellt, müssen der Fachkritik überlassen bleiben. An dieser Stelle ist aber auf das philosophische und theologische Interesse einzelner vom Verf. erörterter Probleme hinzuweisen: die Ausführungen über das Verhältnis von Geistseele und Körpernatur (49 88), die Erörterung der Begriffe „Geist“ und „Seele“ (101), die Abgrenzung von ärztlicher Bemühung, Seelsorge und Lebensläuterung des Kranken (25 44 47 f.), die Unterscheidung von individueller Schuld und Erbsünde (34) können nur unsere weitgehende Zustimmung finden. — Die Gültigkeit des wiederholten Bezugs auf N. Hartmann wäre im Einzelfall wohl einer Überprüfung bedürftig; in der sehr wesentlichen Frage nach dem Verhältnis von „Seele“ und „Geist“ sieht jedoch der Verf. sehr richtig selbst einen fraglichen Punkt im System N. Hartmanns. — Wendungen wie „Priesterpose“, „priesterlich-psychologisch Wissender“ u. a. sollten in einer späteren Auflage besser vermieden werden; sie sind als solche mißverständlich, obgleich das nach Jaspers bezeichnete Anliegen des Verf. außer Zweifel steht: „Mit der Trübung des Arztums wird der Ernst der Religion verloren“ (96).

T r a p p

Le Bec, R., und Leuret, Fr., Die großen Heilungen von Lourdes im ärztlichen Urteil. Übers. von R. von der Wehd. Mit einem Geleitwort von H. J. Urban. gr. 8^o (210 S., 21 Abb.) Wiesbaden 1953, Credo-Verlag. 8.80 DM; geb. 10.80 DM — Es ist das große Verdienst der Verf., sich um eine bis ins einzelne gehende Berichterstattung über verlässliche Daten der Heilungen in Lourdes bemüht zu haben. Für die berechtigte Annahme einer Wunderheilung werden drei „klinische Bedingungen“ bezeichnet: eine vor der Heilung vorhandene beträchtliche Gewebsveränderung (Substanzverlust); eine im Verhältnis zu einer natürlichen Heilung zu kurze Zeitdauer der Vernarbung; das Anhalten des Heilerfolges (gegenüber einer nur vorübergehenden Besserung) (59). Für die Beurteilung der letztgenannten Bedingung wird der wesentliche Unterschied zwischen „Rückfall“ und „Wiederauftreten“ betont (88). Besondere Bedeutung messen die Verf. dem für eine Wunderheilung bezeichnenden Fehlen des „Faktors Zeit“ (31 55 f. 92 f.) bei der Heilung selbst und dem Fehlen einer eigentlichen „Genesungszeit“ (63) nach der Heilung bei. Ferner wird auf die Feststellung der materiellen Unmöglichkeit einer natürlichen Entwicklung der anatomischen Zellen angesichts der vollständigen Wiederherstellung des organischen Schadens betont Wert gelegt (31). Deshalb haben die Verf. bei der Auswahl der im Buch vorgelegten Heilungsberichte „chirurgische“ Fälle bevorzugt (29). Die nötige Vorsicht „nervösen“ Phänomenen gegenüber wird ausdrücklich gefordert (59 f. 109 ff.). — Es soll keine Schmälerung des Verdienstes der Verf. sein, wenn wir meinen, daß bei einer späteren Auflage die theoretische Erörterung einer „Zerstörung von Naturkräften durch Naturkräfte“ (36 f.) wie auch die der Einwirkung eines Wunders auf die Naturgesetzmäßigkeit (38 f.) genauer gefaßt werden müßte. Inwieweit hier oder dort auch medizinische Tatsachenfragen noch näherhin überprüft werden müßten, kann nur von medizinischer Seite beurteilt werden.

T r a p p

„Weltbild und Erziehung“. Eine pädagogische Reihe. kl. 8^o Würzburg, Werkbund-Verlag: Bd. 1: Guardini, R., Grundlegung der Bildungslehre. Versuch einer Bestimmung des Pädagogisch-Eigentlichen. (47 S.) o. J. 2.— DM — Bd. 2. Buytendijk, F. J. J., Das Fußballspiel. Eine psychologische Studie. Aus dem Holländischen übersetzt von H. Waltmann. o. J. 2.— DM — Dazu die französische Übersetzung: Buytendijk, F. J. J., Le Football. Une étude psychologique (Textes et études philosophiques). kl. 8^o: (52 S.) Paris 1952,

Desclée de Brouwer. — Bd. 3. Münster, Cl. und Picht, G., Naturwissenschaft und Bildung. (126 S.) o. J. 4.50 DM — Bd. 4. Messerschmid, F., Haag, E. und Bartning, O., Musische Bildung, Wesen und Grenzen. (87 S.) 1954. 3.90 DM — Bd. 5. Buytendijk, F. J. J., Begegnung der Geschlechter. Ein Vortrag vor Studenten. o. J. 1.50 DM — Bd. 6. Guardini, R., Die Lebensalter: Ihre ethische und pädagogische Bedeutung. (52 S.) o. J. 2.— DM — Bd. 7. Weniger, E., Politische Bildung und staatsbürgerliche Erziehung. Zwei Denkschriften. (46 S.) 1954. 2.— DM — Bd. 8. Guardini, R., Dirks, W., Horkheimer, M., Die Verantwortung der Universität (95 S.) 1954. 3.90 DM — In der Reihe „Weltbild und Erziehung“ ist eine 1928 zuerst veröffentlichte Arbeit von R. Guardini als Einleitungsschrift neu aufgelegt. Die durchaus noch aktuelle Problemstellung dient der Klärung im Widerstreit pädagogischer Grundauffassungen. Es ist unmöglich, auch nur einen Schritt auf dem Wege der Erziehung zu gehen, wenn man nicht das Ziel kennt. Darum ist die Frage, was denn nun eigentlich das Pädagogische ist, das Vordringlichste. Ihre Antwort findet G. aus philosophisch-theologischer Sicht. — Die äußerst interessante, fein analysierende Studie von F. J. J. Buytendijk über das Fußballspiel ist mehr, als was sie auf den ersten Blick zu sein scheint: Das Fußballspiel dient als Beispiel — als überaus charakteristisches Beispiel übrigens —, um an ihm drei Grundaussagen über den heutigen Menschen zu versuchen: 1. sollte „etwas über das Verhältnis des menschlichen Daseins in seiner Beziehung zur vorgefundenen und entworfenen Welt im allgemeinen“ ausgesagt werden, 2. wollte der Verfasser „den männlichen Menschen als Spieler und Zuschauer zeigen“ und 3. sollte „der Umfang und die Intensität des Interesses für den Fußballsport unserer Zeit (35) einigermaßen verständlich gemacht werden. All das geschah, um die erzieherischen Werte des Sports auch für die nur passiv Beteiligten herauszustellen. — Die vielfältig behandelte Frage nach dem Bildungswert der Naturwissenschaft wird von Cl. Münster und G. Picht (vom Naturwissenschaftler M. und vom Altphilologen P.) nochmals aufgegriffen. Beide sind sich einig im Resultat: „Gewisse Ergebnisse der Naturwissenschaften sind heute ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Bildung“ (9 und 116. Von M. als These formuliert). Ms Einleitungsaufsatz und sein Anliegen werden von P. nicht immer präzise, aufs ganze gesehen zu breit beantwortet, was M. in seinem Schlußwort deutlich anmerkt. Dem Leser wird das Problem in einer sehr großen Tiefe spürbar. Allerdings muß er hin und wieder Ungenauigkeiten der Formulierung und wohl auch des Gedankens in Kauf nehmen. — Daß die musische Bildung — selbst im weiten Verstande — heute nicht mehr die Wertschätzung findet, die ihr mit Recht in der Erziehung zukommen muß und in der Zeit vor 1933 auch wohl zukam, stellt F. Messerschmid als dauerliche Tatsache fest. Das Musische aus der Ganzheit des Menschen ausklammern, heißt, ihn verkümmern lassen (O. Bartning). Aber es muß Seele und Leib in Harmonie erfassen. Beide formen sich gegenseitig, und der Erzieher irrt, der meint, den Leib dem amüsischen Sport überlassen zu können (E. Haag). — F. J. J. Buytendijk findet lebenswürdig-ernste Worte von charmantem Humor zu der für junge Menschen ewig spannenden Lebensfrage geschlechtlicher Begegnung. Wie in seinen Aufsätzen, so weist der Verfasser auch hier eindringlich darauf hin, daß bei der Lösung des Problems auf zweierlei zu achten ist: erstens auf die in der „Natur“ von Mann und Weib gelegene Wesensverschiedenheit und auf die im Wandel der Kulturen sich modifizierenden Äußerungsweisen dieser Unterschiede. Zweitens will er beachtet wissen, daß die „natürlichen“ Reize des Andersseins stets eine subjektive, rational nicht mehr analysierbare Empfänglichkeit voraussetzen, damit sie wirken können. In der kulturellen Wandlungsmöglichkeit und in der objektiven Auswahlbereitschaft gegenüber dem „Natürlichen“ in der Begegnung der Geschlechter liegt die Möglichkeit der Erziehung. — Die Fülle der in den letzten Jahren gemachten entwicklungspsychologischen Studien bedarf einer Ausweitung bis zu dem das reife Alter abschließenden Tode. Den wenigen in dieser Richtung unternommenen Versuchen fügt R. Guardini eine kurze Analyse und tiefe Sinndeutung hinzu. Er unterscheidet: Leben im Mutterschoß, Geburt, Kindheit, Pubertät, Jugend, Erfahrung der Wirklichkeit, Mündigkeit, Innwerden der Grenzen, Reife, Erfahrung des Endes, Alter und Weisheit, Tod. In jeder

Phase ist das Leben ganz gegenwärtig, jede hat ihren Sinn und ihre Aufgabe, ihre Krise und ihr Glück. — Die politische Bildung hat nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eine besondere Dringlichkeit. Davon geht *E. Weniger* aus, erörtert die Gründe für mangelnde Bereitschaft zu politischem Denken und Tun, und versucht, die Möglichkeiten einer echten politischen Erziehung und Bildung darzulegen. Die Skepsis gegenüber allem Politischen zeitigt als Fehlentwicklung die Tendenz, politische Erziehung „in einen staatsfreien Raum“ zu verlegen. Der existiert aber nicht. So bleibt es die schwierige, gleichwohl unabweisliche Aufgabe der Schule, den Geist der Heranwachsenden auf ein Denken in, mit und für die Wirklichkeit zu bereiten (1. Denkschrift). Der Universität kommt diese Aufgabe in erhöhtem Maße zu (2. Denkschrift). In der Theorie ist W. präzise und klar, in der Begrenzung der politischen Erziehung klug und mäßigend, in den praktischen Hinweisen in bezug auf die Schule manchmal doch etwas unbestimmt. Allerdings beruft er sich in diesem Punkte auf seine früheren Veröffentlichungen. — *R. Guardini*, *W. Dirks* und *M. Horkheimer* bieten hier drei Vorträge, die sie auf dem 3. Deutschen Studententag gehalten haben, dessen Gesamthema war: „Die Verantwortung des Studenten gegenüber Staat und Volk.“ Ihr Grundanliegen ist: Das Beiseitestehen der weitaus größten Zahl der Studenten gegenüber dem öffentlichen Leben birgt die Gefahr, daß den Managern die Geschicke von Volk, Kultur und Menschheit überlassen werden. So muß schon der Student zur Verantwortung und Mitarbeit aufgerufen und auferüttelt werden. Seine entscheidende Aufgabe und die der Universität an ihm ist, ihm zu einer geistigen Orientierung vom Einzelwissen zur Ganzheit der Person im Ganzen der Kultur zu verhelfen, die weit jenseits der reinen Berufsausbildung liegt. Erlinghagen

4. Ideen- und Literaturgeschichte der Scholastik

Lehmann, P., Das Problem der Karolingischen Renaissance: Settimana di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo, Spoleto 1954 (52 S.). — Dieser Vortrag des Altmeisters der mittelalterlichen lateinischen Philologie auf dem Mediävisten-Tag in Spoleto berührt indirekt auch die Geschichte der Theologie. Wo liegen nach Jahrhunderte dauerndem Tradieren die Wurzeln für das langsame Erwachen zu neuem Leben? Gegenüber neuerer Behauptung, die karolingische Renaissance sei eine Legende und willkürliche Konstruktion, beweist L., daß es wirklich eine solche gab und worin sie bestand und welches ihre Ursprünge waren. Der Name hat sich eingebürgert, und auch L. meint, es sei Zeitverlust, um das Wort zu streiten, wie ja bei den Bezeichnungen „christliche Philosophie“ und „Averroismus“ das gleiche gilt. Er zeigt, wie sich zur Zeit der Karolinger manche als Erneuerer und Nachfolger römischer Kultur fühlten, wie z. B. Abt Lupus von Ferrières oder der anonyme Dichter des Epenfragmentes *Carolus Magnus et Leo papa* und der *Ire Dungal* es taten. Allerdings warnt er davor, in diesen doch mehr vereinzelt erscheinenden Erscheinungen eine Wiedergeburt im eigentlichen Sinne zu sehen. Aber trotzdem ist die Bezeichnung berechtigt; denn es fand in weitem Umfang eine Wiedergeburt der Studien statt. Allerdings bestand wenigstens in Italien ein gewisses Fortleben der Antike, so daß der Faden nicht ganz abriß. Aber in Gallien war es doch anders. Kathedral- und Klosterschulen lassen sich nur selten nachweisen. Karl und Alcuin kämpften in Erlassen und Briefen gegen die weitverbreitete Unwissenheit der Mönche und Geistlichen. Dies sagt jedoch nicht, daß vorher im Reich Karlmanns und Pippins eine Barbarei von Analphabeten geherrscht habe. Aber den großen Impuls gaben doch Karl und sein Kreis, die „grundsätzlich“ eine Änderung und Vermittlung geistiger Bildung anstrebten. L. bringt zahlreiche Beweise. Er geht auch den Wegen nach, auf denen Karl zu seiner geistigen Bildung kam — er konnte fließend Latein reden; der geringe Erfolg im Schreiben bezog sich auf das Schönschreiben. Petrus von Pisa und Alcuin waren seine Lehrer. Nach Eroberung des Langobardenreiches kamen Paulus Diaconus und Paulinus von Aquileja mit ihm in Verbindung. So war der Zusammenhang mit antikem Wissen hergestellt. Alcuin vermittelt das Wissen von York und orientierte den Kaiser in allen Fragen der Bildung. Er vor allem war im Verein mit Karl der Förderer des Wissens in den Klöstern und des Unter-

richtes in den Schulen. Neben ihnen standen andere, Iren, Westgoten und Ostfranken. Diese Renaissance der Studien trug nach bescheidenen Anfängen reiche Frucht, die sich unter Karl dem Kahlen, dem Enkel Karls, nicht nur am Hofe, sondern vor allem in Kirche, Klöstern und Schulen offenbarte. L. geht hier auf das erstaunliche Anwachsen der Bibliotheken in Klöstern ein. Das 9. Jahrhundert ist die klassische Zeit für die Erhaltung der Schätze des Altertums. Zugleich rührt sich unter Karl und seinen Nachfolgern, noch schwach in seinen Anfängen, in Alcuin, Radbertus, Ratramnus, Lupus, Agobard selbständiges dogmatisches, morales und polemische Denken. Sie waren durch die Bildungsstätten Karls hindurchgegangen und wandten das erworbene grammatikalische und dialektische Wissen auf Schrifterklärung und Lösung neu auftauchender Fragen an. Das ist echte Wiedergeburt des Wissens aus römischem Geist. Der Vortrag ist reich mit Belegen ausgestattet, die bei der Natur eines Vortrags öfter nur angedeutet werden konnten. Verf. kann des Dankes vieler versichert sein. Pelster

Baron, R., *Hugonis de Sancto Victore Epitome Dindimi in philosophiam*. Introduction, texte critique et notes: Trad 11 (1955) 91—148. — B. schenkt uns hier eine neue und diesmal textkritische Edition von Hugos Epitome. Denn B. Hauréau hatte 1859 in seinem Buch *Hugues de Saint-Victor. Nouvel examen de l'édition de ses oeuvres* nur den Text gedruckt. Jetzt sind die sechs bisher bekannten Hss benutzt: drei aus der Pariser Bibl. Nat., je eine aus der Bibl. Mazarine, Douai und Oxford, Balliol College. Die von B. neu gestellte Frage nach dem Verfasser kann neben der Erwähnung in den frühen Katalogen auch auf den Zusammenhang mit anderen echten Hugowerken in diesen Hss hinweisen. Auch ist die Ideenverbindung mit dem *Didascalicon* deutlichst. Mit Recht dürfte B. die Epitome vor dieses letztere Werk setzen, in das Hugo die frühere Arbeit, vervollkommend und erweiternd, übernahm. Das entspricht ja ganz der sonstigen Art des Viktoriners (vgl. „Die Arbeitsmethode Hugos von St. Viktor“: Schol 24 [1949] 59—87 232—267, und „Hugos von St. Viktor *Dialogus de sacramentis legis naturalis et scriptae* als frühscholastisches Quellenwerk“: *Miscellanea G. Mercati*, 1946, II 179—219). Der Edition schließen sich „Noten“ an, in denen mit reicher Literaturangabe auf frühere Darlegungen vor Hugo und die Parallelen in Hugos Werken zu den behandelten Fragen hingewiesen wird. Es ist schade, daß dabei Hugos ‚Vorlesung‘, aus der die betreffende Stelle bereits veröffentlicht ist (vgl. „Zur Einflußsphäre der ‚Vorlesungen‘ Hugos von St. Viktor“: *Mélanges J. de Ghellinck, Gembloux* 1951, 558), nicht berücksichtigt worden ist. Sonst hätte die Echtheitsfrage noch gefestigt werden können. Denn auch hier stellt Hugo gegenüber anderer Ansicht die Grammatik, da sie von bloßer *Pronuntiatio* handelt, vor die Dialektik als Wissenschaft von der *Significatio*, der als höchste die Rhetorik folgt, die „mixtim de utroque agit“ (ebd.). — Sehr gut erscheint mir die Echtheit auch aus dem Grundzug des Werkes unauffällig, aber desto sicherer belegt werden zu können. Die Philosophie ist als „*amor sapientiae*“ bezeichnet (Edition 106), und zwar als Liebe, die nicht in sich ruhen bleibt, sondern weiter zu Gott führt: *Philosophia amor sapientiae interpretatur. Non ille amor quo perfecte agnita diligitur, sed quo degustata veritas amplius desideratur* (ebd.). Dabei kommt das Anliegen Hugos (vgl. „Zur Einflußsphäre“ a. a. O.), von der realen Wirklichkeit auszugehen und so zu Gott objektiv zu kommen, gut zur Darstellung: *Tria sunt in quibus recte omnem operam philosophia exercet. Nam prima investigatio hominis . . . Deinde cum semetipsum cognoscere ceperit, investiget quid sit a quo factus est. Postremo opera quoque factoris sui mirabilia in exercitationem meditari incipiat, ut intelligat et hoc pariter quid sit quod secum et propter se factum sit* (107). Sehr bemerkenswert für die frühe Entstehung erscheint, daß das Geschichtliche, das *ιστορίαιον*, im Gegensatz zu den späteren Werken, für die Deutung noch zurücktritt (vgl. „Einflußsphäre“ 556 ff.). So steht dieses ganze Werk wirklich, wie sein Schlußwort betont, in höherem Dienst: Die sieben freien Künste sind „instrumenta“ dazu. (Vgl. zu diesen Gedanken in der ganzen frühen Schule von St. Viktor nun: G. Dumeige, *Richard de Saint-Victor et l'idée chrétienne de l'amour*, Paris 1952; Schol 28 [1953] 473 f.). — Bei dieser Gelegenheit sei einmal eine genauere Analyse der für Hugo so wichtigen nicht

signierten Hs der Bibl. des *Fuldaer Priesterseminars* (früher der Pfarrbibl. in Fritzlar) gegeben (saec. 12.), auf die zuerst A. M. Landgraf aufmerksam machte (DivThom [Fr] 14 [1936] 215, „Einführung“ 77 und auch mehrmals in der „Dogmengeschichte“): Nach *Hilarius, De synodis* (fol. 1^r—13^r, am Anfang verstümmelt) beginnt — nun auf zwei Spalten geschrieben von anderer Hand — der für die Frühcholastik wichtige Teil der Hs. Zunächst steht auf fol. 14^r—33^v *Ruperts von Deutz De officiis*, und zwar noch ohne die dem Werk etwas später von Rupert beigefügte Dedikation. Es folgt fol. 34^r—35^v *Wilhelms von St. Thierry Brief an Rupert* und (fol. 35^r—43^v) an *Bernhard* über die Eucharistie mit *Wilhelms Liber de corpore et sanguine*. Dann findet man aus der *Anselmschule* die beiden von Fr. Pl. Bliemetzrieder veröffentlichten Eucharistietraktate *In sacramenta altaris septem attendenda sunt* und *In comestione septem debent considerari* (Anselms von Laon syst. Sentenzen 115—120). Auf fol. 44^r—51^v steht im Anfang etwas gekürzt *Hugos Dialogus*. Fol. 52^r—62^r ist *Bernhards De gratia et libero arbitrio* ganz überliefert. Dann folgen Stücke aus *Hugos Miscellanea* von fol. 62^r ab, so I 186 (fol. 62^r—62^v), 20 (fol. 63^r—64^r), 18 (fol. 64^v—65^r), 78 (fol. 70^v—71^r), 160 (fol. 72^r), 8 (fol. 72^r), 173 (fol. 84^r—85^v) und aus dem 2. Buch noch cap. 3 (fol. 64^r). Eingestreut ist fol. 31^v—32^r die in den Sentenzen *Bernhards* gedruckte: *Quatuor sunt que impediunt confessionem* (PL 183, 753). Mitten unter diesen Stücken findet man zwei große Teile aus *Hugo, De sacramentis*: den Beginn fol. 88^r—89^r (PL 176, 183A—185D, letzte Zeile) und großenteils die Gotteslehre auf fol. 65^r—70^r (PL 176, 217A—232 B), ferner *De quinque septenis* (fol. 85^r—88^r) und fast den ganzen Traktat *De beatae Mariae virginitate* auf fol. 89^r—94^r (PL 176, 859C—872A). Daran schließt sich dann auf fol. 94^v—101^r, wie bereits Landgraf mitteilte (zuerst in Schol 9 [1934] 227; dann eingeordnet in die Überlieferung von H. Ostlender: Festschrift M. Grabmann, Münster 1935, 281 Anm.), die Urrezension von *Abaelards Theologia Scholarium*. Auf fol. 77^r—83^v steht endlich der von Landgraf gefundene anonyme *Traktat über die Erbsünde Non queso arrogantie*. Sein 1. Teil über die Sünde im allgemeinen steht stark unter dem Einfluß der Lehre Anselms von Canterbury, während der 2. über die Erbsünde mit Recht von Landgraf irgendwie von der Schule Anselms von Laon als abhängig bezeichnet wird. Aber auch hier ist am Schluß (fol. 83^v) ausdrücklich Anselm von Canterbury genannt. Dieser interessante Traktat bringt übrigens neben dem Hinweis auf Aristoteles „in suis ethicis“, worauf Landgraf hinwies (Dogmengeschichte II/1, 66), auch ein Zitat aus den Kategorien (fol. 72^v): *Quod autem iusticia qualitas sit, probant auctoritate philosophica Aristotelis super predicamento qualitatis: Si contrariorum, inquit, unum fuerit quale et reliquum quale ut iniusticia* (Vgl. Categoriae 8 b 18). Also eine überaus wertvolle Quellschrift von Werken des frühen 12. Jahrhunderts. Weisweiler

Betti, H., O.F.M., *Summa de Sacramentis*, *Totus homo* (Spic. Pont. Athen. Antoniani, 7), gr. 8^o (LXXXIV u. 204 S.) Romae 1955, Pont. Ateneo Antoniano. — Rossi, G. F., C. M., L'edizione critica della „*Summa de Sacramentis magistri Alani ab Insulis*“ e il mancato riconoscimento della sua paternità: DivThom (Piac) 58 (1955) 330—339. — Betti, H., O.F.M., L'edizione critica dell'anonima *Summa de Sacramentis* „*Totus homo*“ e il maestro Alano de Lilla: ebd. 423—429. — Rossi, G. F., C. M. Alano di Lilla autore della „*Summa*, *Totus homo*“: ebd. 430—440. — Die Erstausgabe der bisher noch wenig beachteten Sakramentensumme „*Totus homo*“ aus dem 12. Jahrh. gibt in der Einleitung eine Beschreibung der 9 bisher in Frankreich gefundenen Hss, von denen 8 in der Edition benutzt sind. Die Überlieferung ist schon früh vielfältig überarbeitet worden. B. kann vor allem zwei Stämme unterscheiden, die auch unter sich noch uneinheitlich sind. Deutlich ist jedoch eine von diesen Familien schon aus dem Alter der Hss heraus vorzuziehen, wenn B. auch gut daran tat, die andere nicht unbeachtet zu lassen. Denn sie scheint im Grund eng mit dem Urtyp zusammenzuhängen. Die Autorschaft konnte in doppelter Hinsicht einer Klärung nähergeführt werden. Die in einzelnen Hss angegebenen Namen Petrus Pictaviensis a S. Victore, Innocenz III., Petrus Manducator und Alanus (von Lille) kommen nach B. nicht in Betracht, wenn die Summe auch mindestens indirekte Beziehungen zu Alanus hat. Weitere Quellen

sind neben der Summa Sententiarum und dem Lombarden auch die Werke aus dem Kreis des Magister Simon. Seiner Darstellung nähern sich etwa die Einteilung der sieben Sakramente (*quinque generalia, duo particularia*) oder die Aufzählung der ‚hierarchischen‘ Ordnungen vom Priester bis zur Frau in der Taufspendung, ferner das Herausheben der beiden Elemente „*quae praeveniunt dignitatem ipsius baptismi*“, d. h. der Weihe des Wassers und der Ölung, dann die Einzeldarstellung über die mystische Bedeutung der Taufriten (etwa des roten Fadens am Taufkleid als Zeichen des Leidens Christi) oder die Doppeldeutung der Schlüsselgewalt (als Anathem und Bußauflage im Gegensatz etwa zur Darstellung beim Lombarden). Es sind in der Summe — offenbar bereits von Anfang an — nur vier Sakramente behandelt: Taufe, Eucharistie, Buße und Ehe. In 2 Hss sind die übrigen aus fremden Quellen ergänzt, so in Paris Mazar. 983 aus der nachlateranensischen Summe ‚*Notandum*‘. Entstanden ist die Summe nach B. in der späteren Hälfte des 12. Jahrh. (1170—1190). Sie gehöre keiner der großen Schulen an und sei eine eigene Zusammenstellung aus ihnen. So trage sie dazu bei, die Weiße der Sakramentenlehre der Frühcholastik zu zeigen. Ihr Einfluß ist vor allem im *Manuale de mysteriis ecclesiae* des Petrus de Roissiago († 1213) deutlich erweisbar, in dem B. 44 Texte aus ihr belegen konnte. Vielleicht bestehe auch ein Einfluß auf den Traktat *De sacramentis* des Guido von Orchelles (vgl. Schol 28 [1953] 476). In einem eigenen Apparat hat B. gut auf ähnliche Lehren des 12. Jahrh. hingewiesen. Das wird eine gute Hilfe sein, die Summe noch mehr dogmengeschichtlich einzuordnen und sie dadurch eingehender in das Leben des Jahrhunderts hineinzustellen. Es ist eigentlich schade, daß uns B. nur dies Material bietet. Er wäre am besten geeignet, es auch für die Sakramententheologie der Zeit weiter auszuwerten. Es sei etwa auf die interessante Darlegung über die Transsubstantiation hingewiesen. Die Summe gebraucht das Wort bereits: *A modernis nostris transsubstantiatio solet appellari*. Sie fügt gleich die Deutung hinzu: *Et bene transsubstantiatio dicitur: quidquid enim panis est et vini, transsubstantiatur in substantia corporis et sanguinis Domini; nihil enim de pane remanet nec etiam de vino* (47). Wichtiger ist noch die genauere Gegenbestimmung der anderen Art der ‚mutatio‘: *quedam (mutatio) dicitur alteratio; est autem alteratio subiecti permutatio in oppositas qualitates*. So hat der Herr Wasser in Wein „verwandelt“, da nur die Qualität des Wassers verändert wurde, im Gegensatz zur anderen Species der Änderung, eben der Transsubstantiation. B. bringt eine ähnliche, aber wohl bereits fortgeschrittenere Einteilung aus den *Theologiae regulae* des Alanus von Lille mit der Dreiteilung: *Alteratio, alteritas, transsubstantiatio*. Hier ist das Wunder von Kana der zweiten Art der Veränderung zugeteilt, in der nicht nur wie in der *alteratio* die Akzidentien geändert worden sind, sondern auch die Substanzen; aber das Subjekt bleibt. Das fällt in der Transsubstantiation auch noch fort. Es scheint hier der Einfluß der *Artes liberales* auf die Theologie deutlich zu werden und zur Klärung beigetragen zu haben. — Um die *Verfasserschaft* ist ein heftiger Kampf in den oben genannten Artikeln zwischen G. F. Rossi und B. entbrannt. Der wesentliche Punkt, auf den er sich nun konzentriert, liegt in der Frage, ob die Lehre von der Wiederverkehr der vergebenen Sünden in der Summe mit der von Alanus von Lille in seinen *Theologiae regulae* gegebenen übereinstimmt (reg. 81, PL 210, 662 f.). Das wird von B. gelehrt und von Rossi behauptet, so daß für diesen der Hauptgrund fortfällt, der nach B. gegen die Autorschaft des Alanus spricht. Wir sind nun glücklicherweise durch A. M. Landgraf über diese Lehre ausgezeichnet unterrichtet, und so ist es möglich, die Verschiedenheit bzw. Gleichheit in die größere Linie der Ideenentwicklung im 12. Jahrh. hineinzusetzen (vgl. Dogmengeschichte IV/1). ‚*Totus homo*‘ sagt ganz deutlich nach Anführung der Gegenargumente: *Ad vitanda huiusmodi argumenta dicimus non redire peccata*. Dann löst sie die Gegenbeweise: *Quid ergo respondebimus auctoritatibus predictis* (125). Die 81. Regel aber erklärt: *Sensus (regulae) est: peccata redeunt non actu sed reatu*. Das ist der Beweis, den B. für die Verschiedenheit der Lehre und der Verfasser führt. Rossi aber deutet das ‚*non redire*‘ von ‚*Totus homo*‘ als ‚*non redire ad actum*‘. Die Begründung für diese Einschränkung, die den Gegensatz aufheben würde, nimmt Rossi aus der Antwort des Anonymus auf die Einwände. Dort ist nämlich gesagt, daß ‚*in peccata reincidere*‘ nur bedeute, daß die ‚*poenae id est ingratitude redeunt*‘. Aber diese

Deutung Rossis scheint auf eine große Schwierigkeit zu stoßen, da Alanus in den *Regulae* als Gegenansicht gerade die Meinung derer bringt, die auf die Undankbarkeit als Grund des Wiederauflebens hinweisen: *Sunt tamen qui dicunt generaliter omnia peccata redire . . . propter ingratitude[m], quod tamen asserere periculosum videtur esse, quia secundum hoc nimia esset desolatio humanae naturae*. Rossi könnte freilich darauf hinweisen, daß ein Unterschied zwischen der Deutung der Undankbarkeitshypothese bei Alanus und beim Anonymus bestehe. Alanus nimmt als untragbar an, daß die „Sünden“ wegen der Undankbarkeit zurückkehren und verbindet offenbar so eng die Undankbarkeitshypothese mit der Reathypothese: Wegen der Undankbarkeit kehrt die ‚Sünde‘ zurück. Darauf hat bereits Landgraf hingewiesen (a. a. O. 209). ‚Totus homo‘ aber spricht ausdrücklich davon, daß durch die Undankbarkeit nur die Strafe wiederkehrt, sie bringt also die frühere Form der Undankbarkeitshypothese (vgl. Landgraf a. a. O.). Des Alanus Ablehnung bezieht sich also nur auf eine andere Art der Undankbarkeitshypothese. Aber die Verschiedenheit der beiden Werke wird dadurch noch deutlicher: ‚Totus homo‘ unterscheidet zwischen Sünde und Strafe, während Alanus den Strich zwischen reatus und actus zieht. Dadurch wird auch der Unterschied der wiederkehrenden „Sünden“ erklärlich. Während der Anonymus für alle Sünden die Strafe wieder wirksam werden läßt, gibt es für Alanus nur ein Wiederaufleben im *Sonderfall* des ‚poenitet poenituisset‘. Zu dieser Einschränkung zwingt ihn offenbar die Reatbetrachtung. Sonst würde ihm seine Theorie zu streng erscheinen, was bei Wiederaufleben bloßer Strafe nicht so spekulativ in die Augen fällt. B. hat also gut getan, ‚Totus homo‘ zunächst anonym herauszugeben. Man müßte sonst jedenfalls eine Änderung in der Ansicht des Alanus annehmen. Ob dazu die übrigen Ähnlichkeiten mit ihm raten? Das kann nur ein weiteres Studium der Gesamtlehre des Alanus ergeben, wie sie auch aus anderen dogmengeschichtlichen Gründen anzuraten wäre. Weisweiler

Kolping, A., Die Drucke der Albert dem Großen zugeschriebenen Meßerklärung. Ein Beitrag zur Editionstechnik der Inkunabeln scholastischer Werke: *FreibZPhTh* 2 (1955) 197—205. — Inkunabelausgaben haben nicht nur wegen ihres ehrwürdigen Alters Wert, sie sind unter Umständen auch gute Textzeugen, zumal, wenn es nur wenige alte Hss gibt. Dies ist allerdings bei den beiden Werken Alberts *De sacrificio missae* und *De eucharistia* nicht der Fall. K. behandelt die beiden Traktate aus der Offizin des Johann Zeyner in Ulm 1473 und 1471 (U). Ein so frühes Datum zeigt, daß noch damals größeres Interesse für azetische Schriften Alberts bestand. Die Vorlage von U ist nach K. Cod. lat. Mon. 21 234 (früher Ulm). Die zweite Inkunabel Köln 1477 (K) ist von U abhängig. Doch hat sie manche Verbesserungen, die aus einer niederrheinischen Gruppe von Hss stammen. Sie besitzt also selbständigen Wert, während die dritte Inkunabel Wintersperg 1484 den Text von K abdruckt, ebenso wie Jammy und Borgnet. Verf. gibt in den Anmerkungen manchen Aufschluß über noch vorhandene Hss und verspricht weitere Angaben. Mögen diese so schönen und andächtigen Traktate, die sicher echt sind (vgl. Schol 30 [1955] 401 f.), bald in der neuen Albertausgabe ihren Platz finden. Pelster

Kolping, A., Eine Abbreviation der Albert dem Großen zugeschriebenen Meßerklärung: *Schol* 31 (1956) 70—84. — Der wertvolle Aufsatz konnte 9 Hss der Abbreviation aufweisen, die ihre Beliebtheit bezeugen. Sie stammen meist aus dem süd-östlichen deutschen Raum, wie noch der jetzige Bibliotheksort bezeugt (Lilienfeld, Vorau, Wien, St. Florian). Auch die beiden Hss in Brüssel und Paris waren ursprünglich aus diesem Gebiet (die Hs in Paris stammt aus Rebdorf in der Diözese Eichstätt). Die früheste Hs, die aus Lilienfeld, ist bereits um 1300 geschrieben und gibt also einen Fingerzeig, daß die Abbreviation aus den letzten 20 Jahren des 13. Jahrhunderts stammt. Sie muß daher bald nach der ursprünglichen Erklärung, deren terminus ad quem K. mit 1277/78 feststellen konnte, wohl in diesem Raum entstanden sein. — Leider sind in der Verfasserkorrektur infolge der Eile, die der Druck eines Zeitschriftenaufsatzes erfordert, einige Hinweise in der ursprünglichen Seitenzahl des Manuskripts stehengeblieben und nicht durch die neue Umbruchzahl ersetzt worden. In Anm. 19 lese man daher: *videre 80, 41, und*

consolationem 81, 5. Auf S. 77 im Text, Zeile 5 f.: . . . aufweisen (80, 13; 41 mit Wⁿ; 81, 3 mit LV; 5; 48; 53; 82, 10; 22; 27) . . . Fehler (80, 3; 36; 81, 11). — Auf S. 78 im Text, Zeile 4 ff.: Kleinigkeiten (so 82, 8 . . . sibi; 82, 10 Corpus . . . Einschub 81, 48. — Anm. 32: Siehe 80, 34 . . . 80, 44 . . . 81, 7 . . . Beleg 81, 1. Weisweiler

Balić, K., O. F. M., Zur kritischen Edition der Werke des Johannes Duns Scotus: Scriptorium 8 (1954) 304—318. — Die Herausgeber der Opera omnia Ioannis Duns Scoti, von denen bereits der 3. Bd. (Civitas Vaticana 1954) vorliegt, hatten mit beinahe unübersteigbaren Schwierigkeiten zu kämpfen, bis sie zur Überzeugung kamen, daß Codex 137 der Kommunalbibliothek Assisi (A) für l. 1 der Ordinatio als Textgrundlage zu nehmen sei. Denn er stammt wenigstens indirekt von einer Redaktion, deren Autor eine schon damals vorhandene Redaktion mit dem Werk des Scotus selbst verglich und die Abweichungen dieser ersten Redaktion vom unvollendeten Werk des Duns aufs genaueste angab. Die Beweisführung war notwendigerweise recht umständlich und verwickelt. So kann es nicht verwundern, wenn infolge des Herausnehmens einzelner Beweismomente durch L. Meier (Scriptorium 7 [1953] 89—114) Bedenken gegen diesen Charakter von A erhoben wurden. Da Cod. Vat. 882 (R) in den bekannten Noten: Vacat, Extra in libro Duns, hie und da ein Plus habe, so müsse er auf eine andere Redaktion zurückgehen, in der diese Einschübe dem Original entnommen seien. B. zeigt nun bis in alle Einzelheiten, daß diese Einschübe von R nicht im Text und auch nicht im Apograph standen, A also sie auch nicht erwähnen konnte, ferner daß in anderen Fällen R offenbar geirrt hat. Somit ist das Bedenken von M. wohl sicher hinfällig und die Methode der Herausgeber gerechtfertigt. Es sei auch auf manche Einzelbemerkungen hingewiesen, die weiteres Licht auf A oder besser auf die Arbeit des Redaktors werfen, von der A abstammt. Es bleibt für die übrigen Bücher eine Frage, die vorläufig nur die Herausgeber beantworten können. Denn ein Einwand L. Meiers hat auf mich einen gewissen Eindruck gemacht: Ist in A der Redaktor von ll. 2—3 der gleiche wie jener von l. 1? Der letzte gebraucht beständig die Bezeichnung Duns, Scotus, Duns Scotus, in l. 4 ist es ähnlich, während in l. 3 von dist. 2 an dafür Ioannes eintritt, wohl die Bezeichnung aus englischen Konventen, und in l. 2 nur ein einziges Mal in dist. 3 Duns auftritt. Hat A oder seine Verlage auch für diese beiden Bücher das Original vor sich gehabt? Wie ist in l. 2 dist. 1 das Extra ‚Credo‘ zu erklären? Die Antwort kann wohl nur auf Grund der gesamten Überlieferung gegeben werden. — Zum Schluß eine Berichtigung meinerseits. In einer Besprechung über L. Meier (Schol 30 [1955] 159) hatte ich bedauert, daß den Herausgebern Cod. lat. Monac. 18 332 entgangen sei. Die Hs interessierte mich besonders, da ich vor 35 Jahren in ihr zuerst auf das Problem der Extra, Vacat aufmerksam wurde. Da ich die Erwähnung der Hs an einem gesuchten Ort nicht fand, schloß ich sehr voreilig, daß sie übersehen sei, während sie tatsächlich an wenigstens 2 Stellen ausdrücklich aufgezählt wird.

Pelster

Webering, D., O. F. M., Theory of Demonstration according to William Okham (Franciscan Inst. Publ., Phil. ser., 10). 8^o (XII u. 186 S.) St. Bonaventure N. Y. 1953, The Franciscan Institute; Deutsche Ausl. Paderborn, Schöningh: 2.50 Doll. — Das Buch ist eine für die Geschichte der Scholastik und namentlich für das Verständnis der Philosophie Okhams sehr bedeutsame Veröffentlichung, die geeignet ist, einige Mißverständnisse aufzuklären. Der 1. Teil arbeitet die Natur der „demonstratio“ bei Okham heraus. Okham hält streng an dem aristotelischen Begriff fest, nach dem nicht nur der Zusammenhang zwischen den Prämissen und der Folgerung notwendig und die Prämissen wahr sein müssen, sondern auch die Prämissen selbst *notwendige* Sätze sein müssen. Er führt diese Auffassung mit großem Scharfsinn durch und sucht sie mehr, als es bei Aristoteles der Fall ist, in ein logisches System zu bringen. Die Schwierigkeit ist, wie bei dieser Auffassung der „demonstratio“ vom Kontingenten überhaupt noch eine „scientia demonstrativa“ möglich ist. Okham antwortet, sie sei in der Tat nur möglich, wenn bloße

Möglichkeitsaussagen oder bedingte Aussagen gemacht würden. Das bedeutet praktisch: „Wissenschaft“ in diesem Sinn kann nur Wesensaussagen, nicht Existenzaussagen enthalten. Der 2. Teil behandelt die Anwendung dieser Theorie der „demonstratio“ auf verschiedene Gegenstandsbereiche: Ist eine „demonstratio“ möglich bezüglich der Existenz von Dingen, der Definition, der Eigentümlichkeiten (attributa propria) der Dinge, der Kausalität? Die strenge Auffassung der „demonstratio“ bringt hier natürlich viele Einschränkungen der demonstrabilitas mit sich. Doch ist zu beachten, daß es nach Okham neben der „demonstratio“ noch andere Arten der Begründung gibt, die ebenfalls sichere Erkenntnis erzeugen. Wenn er von „syllogismus probabilis“ spricht, so bedeutet das nicht eine bloß wahrscheinliche Erkenntnis, sondern kann durchaus ein „Beweis“ im modernen Sinn des Wortes sein. In diesem Sinn kann auch das Dasein Gottes nach Okham „sufficienter probari“ (105). Er hält es anscheinend für unmittelbar einsichtig, daß das Kontingente nicht nur im ersten Augenblick seines Seins einer Ursache bedarf, sondern auch einer es beständig *erhaltenden* Ursache. Würde diese erhaltende Ursache nun selbst wieder von einer anderen erhalten und so ins Unendliche, so ergäbe sich eine *gleichzeitig* existierende unendliche Menge von Ursachen, und eine solche scheint Okham unmöglich zu sein, im Gegensatz zu einer *nacheinander* existierenden unendlichen Reihe, deren Unmöglichkeit sich nicht beweisen lasse. — Natürlich bleiben auch so noch manche Fragen, so insbesondere: Wie verhält es sich mit dem Konzeptualismus Okhams, für den doch immer wieder ebenfalls anscheinend überzeugende Texte zitiert werden? Folgerichtig schließt eine konzeptualistische Auffassung des Allgemeinen jede realistische Metaphysik aus. Liegt also hier bei Okham ein Mangel an Folgerichtigkeit vor oder ein Schwanken bezüglich der konzeptualistischen These? Oder lehrt er in Wirklichkeit überhaupt keinen Konzeptualismus? Tatsächlich zitiert W. einen Text, in dem Okham sich im Sinne des gemäßigten Realismus auszusprechen scheint (148, Anm. 17). Ähnliche Fragen wären betreffs der Prinzipien zu stellen. Sind sie nur insoweit einsichtig, als sie streng analytische, d. h. tautologische Sätze sind oder nicht? Im ersteren Fall würde wieder jede Metaphysik folgerichtig unmöglich. de Vries

Gregorii Ariminensis O.E.S.A. Super primum et secundum sententiarum, reprint of the 1522 edition (Franciscan Inst. Publ. text ser. 7). 8^o (fol. 181 u. 129, dazu die „tabula“ ohne Nummerierung) St. Bonaventure, N.Y., 1955, The Franciscan Institute (Löwen, Nauwelaerts oder Paderborn, Schöningh). 7.50 Doll.; 32.— DM — Solange noch keine kritischen Ausgaben der mittelalterlichen Texte möglich sind, werden die photographischen Wiedergaben der Originaldrucke den Bibliotheken mit ihren zahlreichen Bestandslücken wertvolle Dienste leisten. In dieser Art erscheint nun das erste und zweite Buch des Sentenzenkommentars Gregors von Rimini, dessen Lehre für die Kenntnis der Augustinerschule des 14. Jahrhunderts, für deren Rigorismus in der Gnadenlehre und für deren Neigung zum Nominalismus in manchen anderen Stücken von entscheidender Bedeutung ist. Warum gerade die Ausgabe von 1522 (Venedig) zugrunde gelegt wurde, erfahren wir leider nicht, wie überhaupt eine Einführung des Herausgebers fehlt. Da die Drucke, zumal aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, eine verhältnismäßig große Zahl ausmachen, wäre eine kritische Übersicht recht wünschenswert, die dann auch für eine eigentliche Neuedition eine gute Vorarbeit abgeben würde. Das Druckbild, obwohl gegenüber dem Original verkleinert, ist im allgemeinen scharf und lesbar; nur bei den Abkürzungen wird man eine Lupe zu Hilfe nehmen müssen. Wäre es nicht möglich, bei den hoffentlich noch folgenden Ausgaben scholastischer Texte mit der Einführung eine Liste der bedeutenderen Druckfehler und vielleicht auch der sachlichen Abweichungen in den anderen Drucken zu verbinden? Dann käme die photographische Wiedergabe beinahe einer kritischen Edition gleich, und der Dank der Wissenschaft müßte noch größer sein.

Beumer

Kaeppli, Th., O.P., La Bibliothèque de Saint Eustorge à Milan à la fin du XV^e siècle: ArchFrPraed 25 (1953) 5—74. — Italien ist an alten Bibliothekskatalogen vielleicht reicher als irgendein anderes Land. Leider sind die Veröffent-

lichungen nicht in gleichem Maße zahlreich. Aus Dominikanerkreisen haben wir die wertvollen Kataloge von S. Domenico in Bologna, die M. H. Laurent herausgab, jenen von Venedig durch Berardelli und einige kleinere Veröffentlichungen. Die Kataloge von Santa Maria Novella und San Marco warten noch auf Veröffentlichung. Sonst gibt es eine Reihe von Einzelangaben über testamentarische Bestimmungen und Ähnliches. So kann diese mit größter Sorgfalt ausgeführte Wiedergabe des Katalogs des Konvents von St. Eustorgio in Mailand, in dessen Kirche der Leichnam des hl. Petrus Martyr ruht, auf großes Interesse rechnen. Er ist aus dem Jahre 1494. Der Wert der Studie wird noch dadurch erhöht, daß K. mit großer Mühe in der Einleitung die Nachrichten, gedruckte und ungedruckte, über vielleicht alle Dominikanerbibliotheken Italiens gesammelt hat. Sie ist so für Erforscher der Bibliotheksgeschichte ein unentbehrliches Hilfsmittel. K. hat alsdann alle erhältlichen Nachrichten über die Bibliothek von S. Eustorgio zusammengestellt. Er verzeichnet auch die Hss dieser Bibliothek, die der Mailänder Chronist aus dem Predigerorden Galvaneo de la Fiamma in seiner Chronik benutzt hat, und gibt endlich den Katalog. Hier ist die Identifizierung vieler anonymer Hss recht wertvoll. Leider sind, soweit bis jetzt gefunden werden konnte, nur einige wenige Hss in der Ambrosiana erhalten. Die Bibliothek spiegelt den geistigen Stand und das Interesse eines Klosters wider. Hier finden wir zahlreiche asketische Schriften, Heiligenlegenden, sehr viele Predigten und Bibelkommentare. Von Scholastikern überwiegt bei weitem Thomas mit seinen verschiedenen Werken. Es folgen einige andere Dominikaner, wie Herveus, Johannes Pungensasinus, Albert, Bombolognus und einzelne Franziskaner, wie Adam Wodeham, Johannes Rodinton, Aureoli. Von Vätern überwiegen Augustinus, Ambrosius und Gregor der Große. Natürlich ist die für den Beichtstuhl wichtige Literatur der Summae confessorum und der Confessionalia reichlich vorhanden. Auffallend ist, daß die besonders in Italien blühende Augustinerschule sehr schwach vertreten ist, und noch mehr das Fehlen der griechischen Literatur, wo in Florenz und Venedig der Humanismus blühte. Wir dürfen uns mit dem Verf. dieser mühsamen und so wohlgelungenen Studie aufrichtig freuen. Hoffentlich folgen andere diesen Spuren.

Pelster

Andres, M., *Manuscritos teológicos de la Biblioteca Capítulos de Palencia: Anthologica Anua*, Roma 1953, 477—545. — Die spanischen Kapitelsbibliotheken, die bis vor wenigen Jahrzehnten ein beinahe verborgener Schatz waren, öffnen ihre Tore. Das zeigt von neuem dieser sorgfältige Katalog von 57 theologischen Hss der Kapitelsbibliothek Palencia. Ein großer Teil umfaßt theologische Traktate aus der Schule von Salamanca (Kommentare zur Summa). Lange Zeit war man auf die grundlegende Arbeit von Ehrle über die Salmantizenser Schule angewiesen. Dies ist zumal durch die Forschungen von Beltrán de Heredia anders geworden. Diese Hss von Palencia, die fast alle auf Schuldiktate zurückgehen, geben bei dieser Methode des Diktierens die Worte des Magister recht getreu wieder. Einige bekannte Namen mit ungedruckten Schriften seien genannt: Soto, Báñez, Mancio, Vicente, Ledesma (Dominikaner); Guevara, Ponce de León, Luis de León, Correo, Mendoza Alfonso (Augustiner); Miguel Vazques, Salas, Marcos, Esparza, Herice, Ribera (Jesuiten); Reyers, Zumel (Mercedarier). Wertvoll ist, daß öfter Jahr, Beginn und Ende der Vorlesung angegeben wird. So ist die Schrift ein recht gutes Hilfsmittel zu näherer Erkenntnis der spanischen Theologie in ihrer Blütezeit.

Pelster